

NeuLand

Landauer Campusmagazin

UNIVERSITÄT
KOBLENZ · LANDAU

2014 / 03 / Nr. 38

Protest & Gerechtigkeit

Thema in Forschung und Lehre am Campus Landau

Seite 3

Erwachsenenbildung:

Die Herausforderung einer modernen Weiterbildung

Seite 14

Hospizarbeit:

Neuer Qualitätsindex startklar für die Praxis

Seite 17

Unzufrieden im Job?

Wie positive Psychologie helfen kann

Seite 18

Psychotherapie:

Neue Kinder- und Jugendambulanz

Seite 20

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,

Protest und Protestbewegungen sind seit einigen Jahren aus der öffentlichen Berichterstattung nicht mehr wegzudenken. Bürger begehren verstärkt auf. Nicht nur in westlichen Regionen, sondern auch in Ländern, in denen dies bis vor Kurzem undenkbar schien: Ganz präsent sind noch die Bilder von der Jasmin-Revolution in Tunesien, vom Tahrir-Platz in Kairo, vom Gezi-Park in Istanbul oder dem Maidan in Kiew, die wir mit Hoffnung und Staunen über Wochen und Monate verfolgen konnten.

Treibende Kräfte dieser Proteste sind und waren meist Studenten, junge Akademiker, die Universitäten somit Ausgangspunkt politischer Umbrüche. Aktuell beobachten wir gespannt den von Studierenden getriebenen demokratischen Aufbruch in Hongkong. Auch in Deutschland sind Universitäten spätestens seit den Studentenbewegungen der 1960er Jahre ein Ort des Protestes, des politischen Engagements und der freien Meinungsäußerung.

Am Campus Landau beschäftigten wir uns auch wissenschaftlich mit Protest, Konflikten und Gerechtigkeit. Daher haben wir diesem Thema den Schwerpunkt dieser NeuLand-Ausgabe gewidmet. Warum protestieren Menschen? Warum spielt Gerechtigkeit beim Aufbegehren eine zentrale Rolle? Setzen sich Menschen vermehrt für eigene Belange oder auch für die Bedürfnisse Dritter ein? Dieser Frage geht die politische Psychologie nach (S. 12). Und auch von der Philosophie, einer Disziplin, die sich seit über zweitausend Jahren damit beschäftigt, die Welt und die menschliche Existenz zu verstehen und zu erklären, erhalten wir beispielsweise Antworten darauf, was Gerechtigkeit überhaupt ist und welchen Stellenwert sie im menschlichen Zusammenleben hat (S. 6).

Proteste erfahren heute vor allem durch die sozialen Medien Unterstützung. Hier wird Meinung gemacht,

hier erfährt die Welt von Vorkommnissen, zu denen die klassischen Medien teilweise gar keinen Zugang mehr haben. Das Volk selbst sorgt über diese Kanäle dafür, dass sich Informationen verbreiten. Dennoch leben Protestbewegungen vor allen Dingen auch durch die Symbolkraft von Bildern. Wie wichtig es für die Wahrnehmung von Protestaktionen ist, sich visuell von anderen Medienereignissen abzuheben, ist ein Forschungsthema der Landauer Soziologie. Soziale Bewegungen setzen immer häufiger auf gute Inszenierungen, die Protestkommunikation wird ästhetisch. Doch die Ästhetisierung von Protestkultur ist keine Erfindung der Pop-Kultur. Die Kunstgeschichte weiß viele Beispiele, bei denen die Inszenierung und die Symbolkraft von Bildern bereits durchschlagende Wirkung erzielte (S. 9).

Wo es Menschen gibt, gibt es auch Konflikte. Die Landauer Persönlichkeitspsychologie untersucht daher, wie Konflikte entstehen und wie Mediation bei deren Lösung helfen kann. Allzu oft stocken Verhandlungsgespräche, weil jede Partei zu sehr in den eigenen Vorstellungen feststeckt, ein Aufeinanderzugehen unmöglich scheint. Ein vertrauensvoller unbeteiligter Dritter kann hier durchaus Bewegung ins Spiel bringen (S. 4). Mit diesem Querschnitt durch die verschiedenen Disziplinen wollen wir Ihnen die verschiedenen Aspekte von Protestkultur und Gerechtigkeit näherbringen.

Ich wünsche Ihnen eine spannende und anregende Lektüre!

Ihr

Roman Heiligenthal

Professor Dr. Roman Heiligenthal
Universitätspräsident

Reise ins Krisengebiet

Die weltpolitische Lage ist heute durch zahlreiche Krisen geprägt. Ob Syrien, Kurdistan oder die Ukraine – Konflikte entstehen schnell. Lösungen hingegen brauchen Zeit.

NeuLand hat mit der Psychologie-Studentin Nadine Knab über ihre Erfahrungen während einer Studienreise in der Krisenregion des Mittleren Ostens gesprochen.

Kurdistan ist ein Gebiet, welches sich über die Staaten Türkei, Irak, Iran und Syrien erstreckt. Seitdem die radikale Gruppierung Islamischer Staat (IS) Teile Nordiraks gewaltsam an sich gerissen hat, herrscht in der Region Krieg. Tausende Menschen fliehen aus der Region in benachbarte Länder. Nadine Knab ist Master-Studentin der Psychologie und war im Frühjahr im Zuge einer Studienreise in Kurdistan, genauer in der Türkei und im Nord-Irak. Organisiert durch die studentischen Initiative Middle-East Excursion der Universität Bonn, war sie mit einer Gruppe von 20 Studierenden elf Tage dort, wo jetzt Angst und Gewalt den Alltag bestimmen. Allerdings bekräftigt Knab: „Als ich in Kurdistan war, habe ich mich eigentlich sehr sicher gefühlt.“

Neben Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten haben sich die Studierenden aus Deutschland auch mit der Studentenvertretung Kurdistans getroffen, um von kurdischen Studierenden ihre Sicht auf die Region zu erhalten und neue Kontakte vor Ort zu knüpfen. Da die Bedrohung durch die IS noch nicht akut war, ging es oft auch um den Bürgerkrieg in Syrien. „Wir haben zahlreiche syrische Flüchtlinge auf der Straße kennen gelernt, die häufig von der Zeit vor dem Krieg erzählten.“ Allerdings hätten sie ihr Leid nicht so nach außen getragen, erläutert Knab.

Ein Highlight der Reise war für Knab das Treffen mit dem kurdischen Außenminister, der sich extra eine Stunde Zeit



Auf ihrer Studienreise nach Kurdistan traf Nadine Knab auch kurdische Studentinnen.

für die deutsche Gruppe genommen hatte. „Er hatte das Bedürfnis, uns etwas mitzuteilen, was wir auch nach Deutschland mitnehmen oder weiterverbreiten können“, glaubt Knab. Die momentane Situation schätzt die Studentin als sehr schwierig ein. Positiv sei, dass die Kurden im Gegensatz zu den vergangenen Jahren wegen der Bedrohung durch den Islamischen Staat zusammen arbeiteten. „Das war in der Vergangenheit oft nicht der Fall, da gab es auch Konflikte innerhalb der kurdischen Bevölkerung“, so Knab weiter. In Anbetracht der IS sei es sehr schwer, die Situation richtig einschätzen zu können. „Jeder Schritt, der im ersten Moment positiv erscheint, kann langfristig wieder zu weiteren Konflikten führen“, erklärt sie.

Die Gründe, warum sie sich für diese Studienreise entschied, waren einerseits ihr großes Interesse an der krisengeschüttelten Region und andererseits ihr Schwerpunkt „Kooperations- und Konfliktforschung“ im Psychologiestudium. „Wenn ich später in die Forschung gehe, ist es sicher vorteilhaft, wenn ich mich mit solchen Themen nicht nur im Labor auseinander gesetzt habe. Deshalb war es mein Anliegen, auch wirklich mal in eine krisenbeladene Region zu reisen, um mir selbst ein medienunabhängiges Bild zu machen.“ Außerdem hatte Knab die Vermutung, dass sie als Touristin diese Reise wegen Sicherheitsbedenken nicht machen würde. „Durch den erfahrenen Reiseleiter aus Syrien und durch den

Lösung durch Mediation?

Junior-Professorin Dr. Anna Baumert lehrt und forscht im Bereich Persönlichkeitspsychologie und Diagnostik. Sie erklärt, wie Konflikte entstehen und warum Mediation bei der Lösung helfen kann.

Austausch mit anderen Studierenden war es auf jeden Fall eine gute Erfahrung“, stellt Knab fest. Den größten Nutzen habe sie aus den Diskussionen mit anderen Studierenden gezogen. Als Beispiel nennt sie die Diskussion über potenzielle Kooperationen zwischen verschiedenen Staaten in der Region oder die Kooperation zwischen dem kurdischen Parlament und der irakischen Regierung. „Oftmals ist dort ja nur schwer Zusammenarbeit möglich, da die kurdischen Gebiete als eigenständiges Land von anderen Staaten wie dem Irak nicht anerkannt werden. Da stecken unter anderem viele historische und feindselige Motive dahinter.“ Aus der Empirie wisse man aber, dass Kooperation unter bestimmten Umständen durchaus möglich sei. „Die Diskussionen innerhalb der Gruppe haben mich deshalb inspiriert, im Rahmen meiner Masterarbeit mehr zur Kooperation auf Makroebene zu forschen.“

In ihrer Masterarbeit versucht Knab deshalb, internationale Beziehungen bzw. die Kooperationsbereitschaft zwischen Diplomaten zu verbessern, indem sie psychologische Theorien nutzt. Da echte Diplomaten schwer für Versuche zu gewinnen sind, möchte sie bei UN-Simulationen Workshops anbieten, die auf Basis von psychologischen Theorien kollektives Handeln verbessern sollen. Eine sehr anwendungsorientierte Arbeit, die Knab durch ihre Reise begründet: „Durch meine Erfahrungen war es mir nicht mehr genug, nur Laborforschung zu machen.“ (*dan*)

NeuLand: Frau Baumert, Sie forschen zum Thema Gerechtigkeit und damit verbundenen Deeskalationsstrategien wie der Mediation. Wie sieht Ihr Forschungsgegenstand genau aus?

Anna Baumert: Ich interessiere mich erst einmal für die Psychologie der Gerechtigkeit. Das heißt, es geht darum, was Menschen als ungerecht empfinden. Fragen, die meine Kollegen und ich untersuchen, sind beispielsweise, wie Situationen aussehen, die als ungerecht empfunden werden oder welche Reaktionen Menschen auf erlebte Ungerechtigkeit zeigen. In der Grundlagenforschung betrachten wir vor allem Emotionen und Verhaltenstendenzen.

Wie hängt die Psychologie der Gerechtigkeit mit der Konfliktforschung zusammen?

Die Ausgangsüberlegung ist, dass wenn Auseinandersetzungen eskalieren, meist Gerechtigkeitsempfindungen oder das Empfinden von Ungerechtigkeit gegeben sind. Bei Konflikten, wo dieses Empfinden nicht vorhanden ist, ist eine Eskalation eher unwahrscheinlich. Wenn man aber den Eindruck hat, dass legitime Interessen von anderen Parteien böswillig verletzt oder missachtet werden, zeigen Menschen starke emotionale Reaktionen. Diese Reaktionen wie Wut, Ärger und Empörung gehen einher mit der Tendenz, die Ungerechtigkeit auszuräumen zu wollen. Das äußert sich zum Teil in Racheaktionen, die wiederum einen kompletten Prozess der Eskalation auf allen Seiten provozieren.

Wie ist es mit dem Bürgerkrieg in Syrien oder dem Konflikt zwischen den Kurden und der

Terror-Organisation Islamischer Staat? Dort müsste sich doch nur eine Partei ungerecht behandelt fühlen?

Nein, das ist so nicht ganz richtig. Es ist durchaus vorstellbar, dass bei allen Seiten der Eindruck herrscht, die eigene Position sei gerechtfertigt. Häufig werden ja auch höhere Werte wie der Glaube herangezogen. Jemand, der dieser Position widerspricht, erscheint als unmoralisch oder ungerecht. Neben den Emotionen ändern sich ebenfalls die Denkmuster der Beteiligten. Man hinterfragt die eigene Position nicht mehr, was durch eine hohe Emotionalität noch einmal unterstützt wird. Man schirmt seine eigene Position quasi gegenüber alternativen Interpretationsmöglichkeiten ab. Es werden Interpretationswege gewählt, die die Emotion sowie das Gefühl der Ungerechtigkeit nochmals verstärken. Die Möglichkeit, die Perspektive des Gegenübers einzunehmen – Stichwort Empathie – wird geringer.

Wie äußert sich das?

Ein Beispiel dafür wäre die Dehumanisierung der anderen Konfliktpartei. Der Feind wird nicht mehr als individueller Mensch mit eigenen Rechten betrachtet, sondern als Ratte oder Hund bezeichnet. Das erleichtert den Menschen, Dinge zu tun, die normalerweise nicht ihren moralischen Standards entsprechen, wie im Extremfall andere umzubringen. Das nennt sich in der Psychologie „moral disengagement“, also moralische Distanzierung.



Sie untersuchen in Ihrer Forschung eine Interventionsstrategie der Mediation, die der emeritierte Psychologie-Professor Leo Montada entwickelt hat. Die Mediation ist ein Verfahren, bei dem Konfliktparteien durch Unterstützung einer dritten neutralen Partei – dem Mediator – zu einer gemeinsamen Vereinbarung gelangen. Der Mediator trifft dabei keine eigenen Entscheidungen bezüglich des Konflikts, sondern ist lediglich für die Struktur des Verfahrens verantwortlich. Sie untersuchen die Mediation allerdings nicht auf internationaler Ebene, sondern im universitären, hochschulpolitischen Bereich. Dabei gibt es keinen eigentlichen Mediator, es wird vielmehr Informationsmaterial über die Natur von Gerechtigkeitskonflikten an Konfliktparteien ausgegeben. Inwieweit kann man Ihre Ergebnisse auf einen internationalen Kontext anwenden?

Erst einmal haben unsere Ergebnisse gezeigt, dass die Strategie von Montada durchaus Früchte trägt. Bei Montada sollen sich zwei oder mehrere Konfliktparteien an einen Tisch setzen und werden von einer dritten neutralen Partei bei den Gesprächen unterstützt bzw. von ihr moderiert. Die Strategie, die er vorgeschlagen hat, zielt spezifisch auf Gerechtigkeitsempfindung ab. Obwohl wir in unserem Kontext mit dem Informationsmaterial eine sehr reduzierte Version dieser Strategie angewendet haben, bietet es einen ersten Anhaltspunkt dafür, dass die Strategie von Montada funktioniert. Es besteht also Grund zur Hoffnung, dass wenn ein Mediator diese Strategie in

einem echten, heißen Konflikt verfolgt, er dann auch erfolgreich sein kann.

Was sind die größten Probleme, die bei einer solchen Strategie auftauchen können?

Wenn man von einem einfacheren Fall ausgeht, dann stellt sich die Frage, inwieweit Informationsmaterial, wie wir es den Versuchspersonen gegeben haben, manipulativ wirkt. Darf so etwas überhaupt eingesetzt werden, um jegliche Interessen durchzusetzen? Auf der internationalen Ebene oder überhaupt bei eskalierten Konflikten muss man sagen, dass Mediation zur Deeskalation sehr viele Voraussetzungen braucht. Zum Beispiel müssen die Konfliktparteien überhaupt erst bereit sein, sich an einen gemeinsamen Tisch zu setzen. Da ist Syrien ein gutes Beispiel dafür, dass es bis dahin ein sehr langer Weg ist.

Wie sehen die generellen Voraussetzungen für eine erfolgreiche Mediation aus?

Wie gerade angesprochen, müssen die Konfliktparteien zunächst bereit sein, miteinander zu reden. Der zweite Schritt ist die Einigung auf einen unparteilichen Dritten. Das kann eine Person oder im internationalen Kontext ein Land sein. Eng verwoben damit ist natürlich das beidseitige Vertrauen in diesen neutralen Akteur. Eine weitere wichtige Voraussetzung ist, dass die Lösung nicht von vornherein feststehen darf. Das bedeutet, dass der Ausgang der Verhandlungen offen sein muss. Ob die Gespräche dann erfolgreich sind, kann leider keiner sagen und hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab. **(dan)**

Auch die UN sieht in der Mediation ein Instrument zur Prävention und Lösung von Konflikten. UN-Spitzenbeamte diskutierten am 23. Mai 2012 zum Thema „The Role of Member States in Mediation“.

Gerechtigkeit ist eine Haltung

Über Gerechtigkeit wird viel gesprochen. Doch was ist Gerechtigkeit überhaupt? Welche Rolle spielt sie im Leben? Und legitimiert sie Protest? **NeuLand** sprach mit Philosophieprofessor Dr. Christian Bermes.

NeuLand: Herr Professor Bermes, gibt es eine einfache Antwort auf die Frage, was Gerechtigkeit ist?

Christian Bermes: Eine einfache Antwort gibt es nicht. Es gibt aber einen Zugang, der die Sache vereinfacht. Und dieser Zugang ist zunächst begrifflicher Natur. Wir sprechen heute allzu oft über Gerechtigkeit und haben Strukturen, Institutionen, Verteilungsschlüssel und vieles mehr im Blick. Das ist auch wichtig, aber eigentlich nur eine abgeleitete Form der Gerechtigkeit. Die eigentliche Frage der Gerechtigkeit drückt sich in Ausdrücken aus wie etwa „Wie werde ich dieser oder jener Situation gerecht?“. Gerechtigkeit ist daher eine Haltung eines Menschen zu anderen Menschen. Eine solche Form von Haltung bezeichnet man klassischerweise als Tugend. Gerechtigkeit ist seit der Antike eine Kardinaltugend mit einer besonderen Stellung. Denn sie bringt zum Ausdruck, dass die Tugend der Gerechtigkeit das wichtigste Lebensmittel des Menschen ist, mit anderen Menschen umzugehen.

Also ist Gerechtigkeit wie ein Lebensmittel für ein gutes Miteinander?

Für ein gerechtes Miteinander. Menschen besitzen eigentlich nicht besonders viele Mittel, um handelnd auf andere Menschen zuzugehen: Wir können andere bewegen, indem wir sie von einem Ort zum anderen bringen, wir können lieben oder wir können gerecht miteinander umgehen. Josef Pieper bemerkte einmal, überall, wo wir andere nicht lieben können, müssen wir gerecht sein. Nun stellt sich die Frage, wie man Gerechtigkeit weiter charakterisieren kann. Neben der begrifflichen Seite, dass Gerechtigkeit ein Lebensmittel des Menschen im Umgang miteinander ist, müssen

wir uns fragen: Warum benötigen wir einen gerechten Umgang überhaupt? Seit der Antike weiß man, dass die Knappheit der Güter uns zu einem Verhalten zwingt, das wir als gerecht kennzeichnen. Begrenzt verfügbare Güter wie Wasser, Lebensmittel oder auch Zeit bilden die Grundlage dafür, warum Gerechtigkeit für uns so wichtig ist. Ein dritter Aspekt der Überlegung, wie man Gerechtigkeit bestimmt, besteht darin, dass Gerechtigkeit in der alltäglichen Rhetorik oftmals schnell mit Gleichheit gleichgesetzt wird. Von dieser Annahme haben sich schon Platon und Aristoteles distanziert. Bestimmte Formen der Gleichheit können auch zu Ungerechtigkeit führen.

Inwiefern?

Folgendes Beispiel: Sie haben zwei Kinder. Ein Kind ist durch einen Unglücksfall in eine hochprekäre körperliche Lage gekommen, kann seinen Lebensweg nicht eigenständig weitergehen und sich nicht so entwickeln, wie man es erwarten könnte. Das andere Kind ist gesund und darüber hinaus beruflich gut situiert. Jetzt kommen Sie in die Situation, beispielsweise bei einer Erbschaft, das Vermögen zu verteilen. Welche Verteilung ist gerecht? Wenn man das Vermögen arithmetisch gleich verteilt, merken wir sofort, dass hier etwas nicht stimmt. Da zeigt sich recht deutlich, dass bezogen auf die gleiche Verteilung von Gütern, diese Form von Gleichheit zuerst einmal unserer Gerechtigkeitsintuition widerspricht.

Also gibt es keine einfache Formel für Gerechtigkeit? Es ist ja doch Ermessenssache...

Doch, es gibt eine Formel für Gerechtigkeit. Bei Platon heißt es, dass es gerecht sei, wenn jeder das ihm Zukommende oder das ihm Gebührende erhalte. Das ist die älteste Charakterisierung der Gerechtigkeit,

die Philosophie nennt dies die Idiopragmieförmel. Natürlich kann es problematisch werden zu bestimmen, was das jeweils ‚ihm Gebührende‘ ist, aber das bedeutet nicht, dass diese Formel falsch ist. Auch steckt in der Formel etwas, das zur Gerechtigkeit ganz grundsätzlich gehört: Den anderen als anderen anzuerkennen. Dass der andere nicht ich bin, ich mich nicht an seine Stelle setze und dass der andere nicht irgend etwas ist, sondern jemand, der bestimmte Empfindungen, Bedürfnisse, Wünsche hat und zwar seine, nicht meine. Hinter dieser Formel steckt also mehr, als man auf den ersten Blick vermutet.

Aber ist Gerechtigkeit oder gerechtes Empfinden nicht immer auch subjektiv?

Nein. Sicherlich gibt es so etwas wie eine Gerechtigkeitsintuition. Bei der Gerechtigkeit fragt man jedoch nicht, um wessen subjektive Wünsche, Empfindungen oder Bedürfnisse es sich handelt, sondern danach, welche Wünsche, Empfindungen oder Interessen mit Blick auf die Person hier eine Rolle spielen. In diesem Sinne hat Gerechtigkeit etwas mit dem Recht zu tun, zu dem Unparteilichkeit gehört. So wird Justitia mit verbundenen Augen dargestellt und urteilt unabhängig von subjektiven Interessen, Stimmungen und Launen. Mit Blick auf die Gerechtigkeit heißt dies, dass wir unabhängig von bloß subjektiven Empfindungen, bloß subjektiven Interessen urteilen. Wir merken dies auch sofort, wenn jemand Gerechtigkeit fordert, aber nur sich selbst und seinen eigenen Vorteil im Blick hat.

Hat Gerechtigkeit aber vielleicht etwas mit moralischem Empfinden zu tun?

Das Beispiel mit den zwei Kindern, die bezogen auf das Vermögen ungleich situiert sind, zeigt ganz deutlich: Würden die Eltern



Wie urteilt man gerecht? Unabhängig von subjektiven Empfindungen und Interessen, mit geföhlt verbundenen Augen wie Justitia.

das Vermögen nur arithmetisch gleich verteilen, würde man sagen, da stimmt etwas nicht. Insofern gibt es so etwas wie ein moralisches Empfinden. Aber jetzt fängt das Denken an, man muss sich fragen, warum stimmt hier etwas nicht? Das hat mit dem Empfinden nichts mehr zu tun, sondern mit Begründung und Rechtfertigung.

Hat Gerechtigkeit etwas mit Nähe und Distanz zu tun? Bei mir nahe stehenden Menschen fällt es mir bei einer Verteilungsfrage sicherlich einfach zu sagen, da stimmt etwas nicht. Es gibt aber auf der Welt Klimakatastrophen, Hungersnöte. Das ist eine ungleiche Verteilung von Leid. Und trotzdem können wir verhältnismäßig unbeschwert hier ein sorgenfreies Leben führen, ändern vielleicht auch nichts an unserem Lebenswandel. Schwindet unser Gerechtigkeitssinn mit zunehmender Distanz?

Das ist nicht ganz einfach. Nicht überall, wo ungleiche Lebensverhältnisse herrschen, müssen wir auf Gerechtigkeit rekurrieren. Da spielen eher andere wichtige Konzepte eine Rolle wie beispielsweise Solidarität. So hat beispielsweise unser Verhalten gegenüber den durch Ebola Infizierten in einigen afrikanischen Staaten ganz sicher etwas mit Solidarität zu tun. Zur Frage bezüglich Nähe und Distanz: Die Gerechtigkeitsfrage stellt sich, wenn es zumindest eine relative Distanz zwischen den Akteuren gibt. Die bereits oben zitierte Bemerkung von Pieper, man muss da gerecht sein, wo man nicht lieben kann, bringt das relativ deutlich zum Ausdruck. In Verhältnissen, die wir durch Sympathie, Liebe und Zuneigung beschreiben, stellt sich vielleicht gar nicht die Frage der Gerechtigkeit. Aber in Verhältnissen, in denen Distanzen in sozialen Ordnungen geregelt werden,

wie etwa im Beruf, in Vereinen oder in Nachbarschaften stellen sich Gerechtigkeitsfragen. So auch natürlich im Verhältnis von Dozenten zu ihren Studierenden stellt sich bezüglich der Beurteilung der Leistungen eine Gerechtigkeitsfrage. Studenten haben selbstverständlich ein Recht drauf, bei der Bewertung gerecht behandelt zu werden, also unabhängig von subjektiven oder fremden Faktoren.

Gibt es einen Anspruch auf Gerechtigkeit?

Ja, das kann man sagen. Überall, wo Menschen in Situationen oder sozialen Ordnungen, seien es berufliche oder andere, miteinander zu tun haben, stellt sich dieser Anspruch. Wie in dem Beispiel der korrekten Beurteilung studentischer Leistungen.

„Es scheint ein Zeichen unserer Zeit zu sein, Gerechtigkeit überall zu suchen, nur nicht bei sich selbst.“

Wer ist verantwortlich für Gerechtigkeit. Jeder selbst? Der Staat? Die Gesellschaft?

Zuerst einmal als Tugend jeder einzelnen selbst und damit wir alle. Es scheint ein Zeichen unserer Zeit zu sein, Gerechtigkeit überall zu suchen, nur nicht bei sich selbst. Dahinter verbirgt sich etwas völlig Problematisches, nämlich der Wunsch, dass man Gerechtigkeit delegieren könne. Das kann man nicht oder zumindest kann man sich nicht gänzlich von ihr entlasten, weil die Gerechtigkeit als Tugend eine Haltung zu

etwas, nämlich zu anderen ist. Wenn man denkt, man könne das delegieren, läuft man Gefahr, selbst ungerecht zu werden, da man seine Haltung zu anderen aufs Spiel setzt.

Also muss ich für Gerechtigkeit immer bei mir selbst anfangen?

Nicht umsonst ist die Gerechtigkeit bei Platon eine Form des Staates und der Seele.

Sie rekurrieren immer wieder auf die Denker im Alten Griechenland. Die Frage der Gerechtigkeit scheint die Menschheit schon seit Jahrtausenden zu beschäftigen. Gab es über die Zeit verschiedene Ansätze?

Die Fragen nach Gerechtigkeit tauchen zu jeder Zeit immer wieder neu auf. Das ist



Professor Dr. Christian Bermes ...

... lehrt Philosophie am Campus Landau und ist Sprecher der Graduiertenschule „Herausforderung Leben“ sowie des Forschungsschwerpunktes „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Philosophische Anthropologie und Ethik, Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie.

auch nicht verwunderlich, da es ja um uns geht und die Frage, wie wir unser Leben führen. Die Philosophie ist es, die diese Fragen immer aufgreift und die damit verbundenen Probleme rationalisiert, aber auch objektiviert. Allzu schnell neigt man dazu, entweder Gerechtigkeit als beliebig oder alleine bezogen auf unser Empfinden oder die soziale Ordnung zu deuten. Das war in der Antike nicht anders als heute. Dementsprechend beginnt ein großer Zweig der Philosophie mit der Gerechtigkeitsfrage. Das klassische Buch Platons, die „Politeia“, heißt im Untertitel „Über die Gerechtigkeit“. Sieht man Platon als einen der Stammväter der Philosophie, dann beginnt mit der Gerechtigkeitsfrage eine bedeutende Tradition der Philosophie.

Ist Gerechtigkeit ein Kulturbegriff?

Wenn Gerechtigkeit so verstanden wird, dass es eine spezifische Haltung von Menschen zu Menschen ist, eine bestimmte Form, wie Menschen ihr Leben miteinander führen und gestalten, dann finden wir überall, wo es Menschen gibt, die Frage nach der Gerechtigkeit. Ich würde sogar so weit gehen, dass die platonische Definition der Gerechtigkeit, dass jedem das ihm Gebührende zukomme, überkulturell Geltung beanspruchen kann. Dabei kann die spezifische Organisation dieses Prinzips kulturell relativ sein. Aber das Konzept der Gerechtigkeit, das aus der Antike kommt, scheint mir kulturübergreifend Gültigkeit beanspruchen zu können, weil es auf den Menschen in seiner Lebensführung rekurriert.

**„Eine gerechte Welt?
Es könnte sein, dass man
sich mit diesem Anspruch
ein wenig überhebt.“**

In jüngster Vergangenheit gab es viele Bewegungen, bei denen Menschen für ihre Rechte und Gerechtigkeit auf die Straße gegangen sind, auch in Ländern, in denen man so etwas gar nicht für möglich gehalten hätte, siehe die Länder des Arabischen Frühlings oder die Ukraine. Inwieweit verträgt sich Gerechtigkeit mit Demonstrationen, besonders wenn Gewaltauschreitungen im Spiel sind?

Das ist eine zwicklige Frage. Das Problem in diesen Ländern war oder ist, dass dieje-

nigen, die Macht haben oder hatten, diese ungerecht ausgeübt haben. Aufgrund solcher ungerechter Machtausübung gibt es das Recht des Protestes dagegen, also ein Widerstandsrecht. Dadurch wird aber nicht gesagt, dass jeder Protest selbst gerecht ist.

Welche Zutaten bräuchte es für eine gerechte Welt? Kann es die überhaupt geben, oder ist der Wunsch danach eine Utopie?

Es kann so etwas wie eine rechtsförmige Welt geben, etwa das, was man mit großen völkerrechtlich abgesicherten Institutionen wie etwa der UNO in Verbindung bringt. Dies ist nicht nur wünschenswert, sondern auch vernünftig. Eine gerechte Welt? Es könnte sein, dass man sich mit diesem Anspruch ein wenig überhebt. Man sieht ja heute, dass bereits die Frage nach Rechtsförmigkeit und Rechtskonformität in internationalen Beziehungen schwierig ist. Wie verhält man sich, wenn eine Nation trotz geschlossener Verträge in ein anderes Land einmarschiert? Hier ist also noch einiges zu tun. Eine gerechte Welt würde voraussetzen, dass jeder von uns zu allen anderen in Handlungssituationen oder sozialen Ordnungen der Kooperation steht. Das scheint mir nicht nur utopisch, das scheint eher irreal.

**„Gerechtigkeit ist nicht so
schwer, wie man vielleicht
denken mag.“**

Inwieweit spielt bei der Gerechtigkeit das Gewissen mit? Kann ich mir durch Spenden ein gutes Gewissen erkaufen, zur Gerechtigkeit beigetragen zu haben?

Das Gewissen ist nicht ganz unerheblich, aber auch hier würde ich die Gerechtigkeit zuerst außen vor lassen. Wenn es beispielsweise eine Wertvorstellung in meinem Leben ist, dass durch Not Getroffenen geholfen wird, dann fällt dies unter das Solidaritätsprinzip. Und wenn diese Vorstellung zu meinem Leben gehört, dann verpflichtet mich mein Gewissen, meine Wertvorstellung zu behalten und nicht einfach von ihr abzuweichen. Dann ist es auch sinnvoll zu sagen, dass ich meinem Gewissen folge, wenn ich anderen ökonomisch helfe, zum Beispiel durch Spenden. Die Gerechtigkeit ist dann allerdings kein direktes Thema. Es geht hier nicht um gerecht oder ungerecht,

sondern dass zu meinem Wertkosmos die Unterstützung von Menschen gehört, die in Not geraten sind.

Inwieweit versuchen Sie selbst, Gerechtigkeit zu leben?

So, wie alle anderen auch. Vielleicht besteht der Unterschied darin, dass Philosophen darauf reflektieren und ein großes Repertoire an begrifflichen und logischen Mitteln besitzen, die Handlungen zu analysieren. Gerechtigkeit ist nicht so schwer, wie man vielleicht denken mag. In den allermeisten Fällen praktizieren wir fortwährend Gerechtigkeit im Umgang untereinander. Uns fällt es meistens nur auf, wenn etwas schief läuft. Sicherlich gibt es kompliziertere Situationen, in denen man nach den Prinzipien der Gerechtigkeit fragen und darüber nachdenken muss, um sie zu klären.

**„Was wir als gerecht
empfinden und was nicht,
lernen wir im Umgang
miteinander,
in unserer Praxis.“**

Wird dem Menschen ein Gerechtigkeitsempfinden schon in die Wiege gelegt?

Was wir als gerecht empfinden und was nicht, lernen wir im Umgang miteinander, in unserer Praxis. Angeboren ist es nicht, aber wir lernen es in unserem Einfädeln in unseren gemeinschaftlichen Umgang oder mit den vielfältigen Handlungsspielen, in denen wir verstrickt sind. Ein einfaches Beispiel: Eine Familie hat zwei Kinder, das eine ist 17, das andere ist 9. Das 17-jährige Kind darf abends länger lesen oder ausgehen. Das 9-jährige Kind fragt: Warum ich nicht? Nun, weil es nicht das Richtige für das Kind in dieser Situation ist. Diese Entscheidung wird Konflikte bringen, aber wir lernen im Umgang mit solchen Praktiken Gerechtigkeit kennen. Wir lernen übrigens in diesem Fall auch, dass ungleiche Behandlung nicht gleichbedeutend ist mit Ungerechtigkeit. Ich würde daher nicht sagen, dass Gerechtigkeit angeboren, aber tief in unserem menschlichen Miteinander verankert ist, sonst könnten wir unser Leben nicht führen.

Herr Professor Bermes, herzlichen Dank für das Gespräch! (ket)



„Pussy Riot stört Sehordnungen“

Politischer Protest braucht Aufmerksamkeit. Soziale Bewegungen setzen daher auf gute Inszenierungen, um wahrgenommen zu werden. Wie wird ästhetische Kommunikation zum Mittel des Protests? Und sind diese Inszenierungen ein Phänomen der modernen Mediengesellschaft? *NeuLand* hat bei Kunstwissenschaft und Soziologie nachgefragt.



Die für den Comic „V for Vendetta“ gezeichnete Guy-Fawkes-Maske trugen zunächst Aktivisten der Anonymous-Bewegung. Während der Occupy-Proteste wurde sie auch international sichtbar und entwickelte sich zum Protest-Symbol.

Das Krisenexperiment ist eine soziologische Methode, mit der soziale Normen aufgedeckt werden können, die Akteure nicht bewusst sind. Das geschieht durch die absichtliche Missachtung von Ritualen. Beobachtet man, wie die Menschen reagieren, wenn ihre Wirklichkeit nicht wie gewohnt funktioniert, zeigen sich unausgesprochene Übereinkünfte. Soziologen sagen dann: Hier werden Praktiken der impliziten Konstruktion sozialer Wirklichkeit offenbar. Durch die Reaktionen auf die Störung der Ordnung wird sichtbar, wie die soziale Ordnung konstruiert wird.

In jeder sozialen Gruppe gibt es spezifische Muster, nach denen Dinge interpretiert werden. Unterschiedliche Deutungen von Symbolen und Handlungen entscheiden über Zugehörigkeit und Abgrenzung. Das erzeugt Realität und Wahrnehmung von Realität. Diesen Mechanismus macht sich die Kunst des Performativen zunutze: Ein Realitätsbruch wirft Fragen auf, entfaltet womöglich Potenziale, um die Ordnung zu ändern, aber vor allem: Er fällt auf und stellt somit Öffentlichkeit her.

Die Kunstwissenschaft versteht dies als „Aktionskunst“, ein künstlerischer Bereich, der erst seit den 1960er Jahren praktiziert wird. Bis dato hatte sich die Kunst bei Protestkultur eher auf die bildliche Darstellung als eine Illustration oder als eigenständige Anlage konzentriert. Als Beispiel dient Dr. Christoph Zuschlag, Professor für Kunstgeschichte und Kunstvermittlung am Campus Landau, das Bild „Die Freiheit führt das Volk“ von Delacroix aus dem Jahr 1830, das berühmte Bild der barbusigen Marianne, die – die Tricolore in der Hand – die Aufständischen der Juli-Revolution anführt. Oder

auch Picassos „Guernica“ (1937). „Es wäre für Picasso nicht denkbar gewesen, in Spanien selbst auf die Barrikaden zu gehen und dies als Kunst zu deklarieren“, sagt Zuschlag. Doch „Aktionskünstler“ tun genau dies, setzen während der Aktion ästhetische Akzente. „Es sind Aktionen, bei denen der Inhalt während der Aktion auch gleich transportiert wird.“ Man schaut sich die Bilder nicht später im Museum an – sondern diese geschehen und wirken weitestgehend in Echtzeit. Schließlich vergrößert YouTube nur die Reichweite, doch das Schneeballsystem startet schon mit dem ersten Beobachter auf der Straße.

Ästhetik, das bedeutet für den Kunsthistoriker in diesem Zusammenhang all das, was vom Menschen gestaltet wird, was nicht nur eine funktionale, sondern darüber hinaus eine gestalterische Komponente besitzt. Ins Grübeln kommt Zuschlag bei der Frage, ob der legendäre Thesenanschlag Martin Luthers Aktionskunst gewesen sei. „Es war ein hochsymbolischer und provokativer Akt, das ja. Aber Luther hat diesen Akt sicher nicht als Kunst, schon gar nicht als Aktionskunst verstanden, weil es dieses Phänomen und den Begriff im 16. Jahrhundert noch gar nicht gab.“ Aber nicht zufällig fällt der Thesenanschlag in eine Zeit des medialen Wandels – schließlich wurde nur ein knappes Jahrhundert vorher der Buchdruck erfunden. Flugblätter, Pamphlete, Kupferstiche und Holzschnitte prägten die Zeit. „Mit der Erfindung des Rundfunks Ende des 19. Jahrhunderts hat das natürlich noch einmal ganz andere Dimensionen angenommen“, so Zuschlag. Die Aktionen wurden noch unmittelbarer transportiert.

Ein medial erfolgreicher Realitätsbruch gelang der Gruppe Pussy Riot, als sie im Februar 2012 den Altarraum der Christus-Erlöser-Kathedrale in Moskau stürmte, ein Punk-Konzert inszenierte, einige Aktivistinnen vor dem Altar tanzten und respektlose Texte sangen. Damit wollten sie gegen die enge Verbindung zwischen orthodoxer Kirche und Putins System protestieren. Ein von der Gruppe produziertes Video der Aktion wurde nach kurzer Zeit bei YouTube veröffentlicht. Für ihren Auftritt verurteilte ein russisches Gericht drei beteiligte Frauen zu zwei Jahren Haft. Das Video ging um die Welt und bescherte der Gruppe eine Solidaritätswelle aus dem Westen.

Symbole schaffen Verbindungen

„Pussy Riot stört Sehordnungen“, sagt Soziologin Marija Stanisavljevic, ebenfalls am Campus Landau tätig. Sie untersucht, wie ästhetische Kommunikation zum Mittel des Protests werden kann. Ästhetik versteht sie als eine „Art und Weise, wie soziale Phänomene zum Vorschein gebracht werden“, und konzentriert sich dabei insbesondere auf Symbole in Bildern. „Symbole sind unglaublich wichtig. Sie schaffen Verbindungen zwischen verschiedenen Menschen. Sie lassen unterschiedliche Deutungen zu und können Gemeinschaft stiften.“ Dass Pussy Riot vor allem im Westen erfolgreich sind, liegt für Stanisavljevic an westlichen Sehordnungen. Das russische System sei konservativ, streng und autoritär. Pussy Riot seien bunt, laut und punkig. Sie bieten eine

In Russland verfolgt, im Westen gefeiert: Während drei Aktivistinnen in Russland zu Freiheitsstrafen verurteilt wurden, erhielt die Gruppe Pussy Riot im Dezember 2012 den Sonderpreis des Musikpreises „1 Live Krone“.



Alternative zum russischen politischen System. „Dahinter steht die westeuropäische Sehnsucht nach Demokratie in Russland.“ Trifft der Protest auf andere Sehordnungen, hat er auch andere Konsequenzen. „Der Protest war gegen das System in Russland gerichtet. Tatsächlich hilft er vermutlich dem System, die eigenen konservativen Positionen zu festigen.“

Mit der Erforschung ästhetischer Protestkommunikation anhand von Bildern arbeitet Stanislavljovic in einem noch jungen Bereich der Soziologie. „Die Beschäftigung mit Bildern und bewegten Bildern ist für die Soziologie ein relativ neues Phänomen.“ Führte die steigende Bedeutung des Visuellen in geistes- und kulturwissenschaftlichen Traditionen in den 90er Jahren zum „iconic turn“, ist eine „visuelle Soziologie“ kaum etabliert. Für eine soziologische Perspektive auf Bilder und Filme müssen Methoden und Theorien angepasst und entwickelt werden. „Bilder haben ihren eigenen Sinn, sie brauchen eigene Zugänge und Methoden“, sagt Stanislavljovic und versteht ihre Dissertation als einen Beitrag dazu.

Für ihre Bildanalyse begegnet sie Protestdarstellungen zunächst isoliert. Den Kontext um die Situation blendet sie aus und entwickelt mögliche Lesarten. Anschließend vergleicht sie diese Überlegungen mit dem vollständigen Kontextwissen um das Bild. Mit dieser Analyse möglicher und tatsächlicher Lesarten will Stanislavljovic aufdecken, wie durch Bilder in unterschiedlichen Kontexten Realität erzeugt wird und welche Sehordnungen für die Deutung dieser Bilder relevant sind.

Dabei unterscheidet sie ästhetische Protestkommunikation von anderen ästheti-

schen Formen. Der Künstler Ai Weiwei zum Beispiel kritisiert in seiner Arbeit das chinesische System und erlebte, wie Pussy Riot, staatliche Eingriffe. Aber, so Stanislavljovic, „die massenmediale Rezeption zu Ai Weiwei findet im Feuilleton statt, die zu Pussy Riot im Politik-Teil“. So schaffe Ai Weiwei Kunst, die auch politische Kunst sei, ästhetisierter Protest hingegen sei Politik, die sich ästhetischer Mittel bediene. Und doch ist dies der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung: Die Liaison zwischen Protest und Kunst findet nicht nur auf der Straße statt, sondern auch in Ausstellungen und Museen. So wurde bei der Berlin Biennale 2013 der Occupy-Bewegung ein Raum gegeben, den die Protestbewegung selbst gestalten durfte. „Das wurde sehr kritisiert“, merkt Zuschlag an. Occupy und Kunst? Das war für viele dann doch zu progressiv.

Gestörte Sehordnungen – Produzierte Sehstörungen

Protestkommunikation will ein großes Publikum erreichen. „Um in den Massenmedien aufzufallen und in Erinnerung zu bleiben, muss sie sich von klassischen Protestformen abgrenzen“, betont Stanislavljovic. Demonstrationen, Transparente und Straßenschlachten sind demnach ein gewohntes Bild in der Berichterstattung. Sie entsprechen Sehordnungen. Ästhetisierte Protestformen unterscheiden sich davon. Sie produzieren Sehstörungen. Dabei sind sie nicht nur Teil einer Bewegung, sondern auch selbstständiges mediales Produkt. Das gilt auch für Erdem Gündüz. Stumm und

regungslos stand er im Juni 2013 auf dem Taksim-Platz, nachdem die Proteste rund um den Gezi-Park in Istanbul eskaliert waren. Der „Standing Man“ wurde zu einem Symbol des Protestes.

Diese Ästhetisierung ist keine Erfindung der Pop-Kultur, wie Kunstwissenschaftler Zuschlag weiß. „Die Nationalsozialisten zum Beispiel hatten ein hohes Maß an Ästhetisierung in ihren Auftritten.“ NSDAP und Protest? „Wir sprechen natürlich von den 1920er und frühen 30er Jahren, als die Nazis noch in der Opposition waren.“ Hakenkreuze, braune Hemden, rote Armbinden, all diese Symbolik hatte einen praktischen Zweck. „Symbole sind reduzierte, abstrakte Bilder“, erklärt Zuschlag die Wirkung. Es geht um ästhetische Prägnanz, es geht darum, Aufmerksamkeit zu generieren und zu erhalten. Das Hakenkreuz als „Marke“. Binnen von Sekundenbruchteilen wusste jeder, wer dort aufmarschierte.

Die ästhetische Inszenierung schafft eine hohe Aufmerksamkeit, wenn sie die gewohnte Wirklichkeit stört. Aber wird der Protest durch seine Ästhetisierung nicht auch Marke? Ist das überhaupt noch Protest oder bereits Marketing? „Eine Bewegung will an die Macht oder die Macht überwältigen und braucht dafür Sympathisanten“, stellt Soziologin Stanislavljovic fest. Wie Werbung und PR müssen Protestler sich abgrenzen und anderen signalisieren, wofür (oder wogegen) sie stehen. Das gilt für Protestbewegungen ebenso wie für Unternehmen, NGOs, Politiker und Oppositionelle. Das Buhlen um Aufmerksamkeit zum Formulieren ihrer Ziele ist allen gemein. Dass die Methoden sich ähneln, ergibt sich von selbst. **(bb/kap)**

Protestbewegungen – Von Gerechtigkeit über Kollektiv bis zur Rationalität

Stuttgart 21, Anti-Atom- oder Occupy-Bewegung – Leute gehen immer wieder auf die Straße, um für eine Sache einzutreten. Aber woher kommt das? Passend zu unserem Schwerpunkt berichtet Junior-Professor Dr. Tobias Rothmund, wie die Psychologie im Bereich Protestkultur forscht und warum Gerechtigkeit eine zentrale Rolle dabei spielt.

Wir können uns alle noch an die Bilder von Stuttgart 21 erinnern: wütende Bürger, Hundertschaften an Polizisten und ein noch größerer Medienrummel. Viel wurde über die sogenannten „Wutbürger“ diskutiert... Aber was treibt Menschen ganz allgemein dazu, für Sachen einzutreten und dafür auf die Straße zu gehen?

Tobias Rothmund ist Junior-Professor für politische Psychologie am Campus Landau und erforscht Protestverhalten. In seiner Forschung geht es vor allem um die Motivation von Menschen, an einem Protest teilzunehmen. Dabei müsse man erst in der Gerechtigkeitspsychologie nach Antworten suchen, also was Menschen für gerecht oder ungerecht erachten würden, erklärt er. „Es gibt Protestverhalten, das aus dem Gefühl persönlicher Benachteiligung motiviert ist, und es gibt die Protestmotivation aus der Beobachtung der Benachteiligung anderer.“ Rothmund ergänzt: „Wenn jemand nicht das bekommt, was er glaubt zu verdienen, dann wird es als ungerecht wahrgenommen. Ungerechtigkeit kann man aber nicht nur aus der Opferperspektive betrachten, sondern auch als Beobachter von Ungerechtigkeit.“ Als Beispiel nennt Rothmund Proteste an der Universität: Dabei würde man sich zum Beispiel als Studierender direkt benachteiligt fühlen. Als Dozent könne man als Beobachter zustimmen und Studierende deshalb unterstützen. Trotzdem sei man nicht in der Rolle des Benachteiligten, erläutert Rothmund.

In der Forschung gibt es nach Tobias Rothmund drei große Theorien, um (politischen) Protest oder Protestverhalten zu erklären: Theorie der sozialen Gerechtigkeit, soziale Identitätstheorie und Rational Choice-Theorie. Diese seien allerdings nicht getrennt voneinander zu betrachten, sondern ineinander verschränkt: „Auslöser von Protest ist in der Regel ein Gefühl der Benachteiligung“, verdeutlicht Rothmund. Man könne das häufig beobachten bei Tarifverhandlungen. Ob sich jemand unzureichend bezahlt fühle, hänge nicht unbedingt vom absoluten Einkommen ab, sondern mit wem sich die Personen und Gruppen vergleichen würden. „Insofern kann es selbst bei Personen zum Gefühl der Benachteiligung kommen, die von anderen als sehr privilegiert wahrgenommen werden.“ In der Psychologie würde man deshalb von relativer Deprivation sprechen – also das Gefühl der Benachteiligung relativ zu einem gewissen Vergleichsstandard.

Eine wichtige Rolle spielt auch das Kollektiv und die soziale Gruppe, die sich als protestierende Gruppe versteht. Rothmund fügt an: „Man sieht in der Regel keine einzelnen Personen protestieren, Protest geht gewöhnlich von sozialen Bewegungen aus.“ Beispiele dafür wären die Anti-Atom-Bewegung oder Gewerkschaften. „Oftmals schließen sich Personen in sozialen Gruppen zusammen, um ein politisches Ziel zu erreichen.“ Wichtig für die Motivation sei ein Gefühl des Zusammenhalts und für ein gemeinsames Ziel einzustehen. „Desto größer

eine Protestbewegung ist, desto eher ist sie auch ein Selbstläufer“, konkretisiert Rothmund. Oft sei es so, dass ein Protest erst eine kritische Masse erreicht haben müsse, damit Bürger dabei sein wollen. „Die Protestbewegung fungiert hier als sinnstiftende, soziale Gruppe.“

Der dritte Strang ist eher aus der Rational Choice-Theorie, also dem rationalen Denken, abgeleitet: „Die Bereitschaft zu protestieren hängt immer auch davon ab, ob die Leute glauben, dass es etwas bringt und ob sie mit dem Protest etwas erreichen können“, versichert Rothmund. Das hänge auch stark von der Größe der Protestbewegung ab, weil natürlich eine größere Protestbewegung meist die Erwartung auslöse, dass man mit dem Protest etwas erreichen könne. Als Beispiel veranschaulicht Rothmund: „Wenn zehn Leute in der Landauer Innenstadt protestieren, würde sich niemand dafür interessieren. Wenn sie dagegen einen studentischen Protest mit 1.000 Studierenden organisieren, dann wäre sicherlich die Hoffnung bei jedem Teilnehmer größer, damit etwas bewirken zu können.“ Eine weitere Motivation könne aber auch die Aktualität von Themen sein. „Wenn ein Thema oder Projekt einen ungewissen Ausgang hat, wird man wahrscheinlich eine größere Erwartung haben, durch einen Protest oder eine Aktion etwas verändern zu können, als wenn man weiß, man steht mit seiner Meinung allein auf weiter Flur.“

Tobias Rothmund erklärt weiter, dass sich Menschen darin unterscheiden, wodurch



Demonstration auf dem Stuttgarter Schlossplatz am 18. Februar 2012.

sie zum Protest motiviert werden: „Manche sind vielleicht rationaler und brauchen ein erreichbares Ziel, andere möchten möglicherweise eher Teil einer Gruppe sein, zu der ihr soziales Umfeld gehört. Wieder andere sind besonders sensibel in Bezug auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit.“ Man könne diese oben angesprochenen drei Motivationen daher auch als Dimension für Persönlichkeitseigenschaften verstehen, die Menschen unterschiedlich stark motivieren könnten.

Der Wutbürger von Stuttgart 21

Rothmund hat in diesem Jahr, zusammen mit den beiden Landauer Psychologen Anna Baumert und Axel Zinkernagel, einen wissenschaftlichen Artikel zu den durch Stuttgart 21 bekannt gewordenen „Wutbürgern“ publiziert. „Was wir bei Stuttgart 21 untersucht haben, betrifft vor allem die Dimension der Gerechtigkeit“, erläutert Rothmund. Ausgehend von der generellen Annahme, die „Wutbürger“ seien eine konservative Personengruppe, die in Stuttgart wohne, sich vor allem um eigenen Besitz und egoistische Annehmlichkeiten sorge, haben die drei Forscher bei einer Befragung Persönlichkeitsmerkmale von Protestierenden erfasst. Dabei wollten sie die Persönlichkeitsstruktur der Protestierenden besser verstehen. Im Besonderen ging es ihnen um

die Frage, inwiefern opfersensible Personen (also Menschen, die sich selbst besonders leicht benachteiligt fühlen) oder beobachtersensible Personen (also Menschen, die eher sensibel für die Benachteiligung anderer sind) eher protestierten. Sie befragten zirka 1.000 Bürger, darunter Befürworter, Gegner und Unentschlossene von Stuttgart 21. Das Resultat: „Leute, die opfersensibel sind, haben gar nicht häufiger protestiert. Das war interessanterweise genau umgekehrt. Es haben also eher Leute protestiert, die sensibel dafür sind, dass andere benachteiligt werden“, bemerkt Rothmund. Das sei ein interessanter Befund, da das eher darauf hindeuten würde, dass Leute nicht nur eigennützig für sich selbst engagiert, sondern tatsächlich für Mitbestimmung oder Gerechtigkeit in den Entscheidungsprozessen protestiert hätten. „Unsere Ergebnisse haben gezeigt, dass die Leute, die dort protestiert haben, sich gegen ein intransparentes, ungerechtes Verhalten der Autoritäten gewehrt haben und nicht gegen ihre eigene persönliche Benachteiligung“, verdeutlicht Rothmund.

Auf die Frage, ob zur Zeit eine Renaissance der Protestkultur vonstatten gehen würde, stellt der Junior-Professor fest: „Das wird man erst später sagen können.“ Eines würde aber feststehen: Durch das Internet sei die Organisation von Protesten sowie der Austausch von Informationen einfacher. Dadurch würden Menschen viel schneller mobilisiert werden können, meint Rothmund. (dan)

Wutbürger

2010 kam zum ersten Mal das Schlagwort „Wutbürger“ auf. Geprägt vom Spiegel-Journalisten Dirk Kurbjuweit beschreibt der Begriff eine vornehmlich ältere, gebildete und wohlhabende Personengruppe, die sich mit Wut und Empörung gegen politische Entscheidungsträger auflehnt.

Literatur

Rothmund, T., Baumert, A., & Zinkernagel, A. (2014). The German „Wutbürger“ - How Justice Sensitivity Accounts for Individual Differences in Political Engagement. *Social Justice Research*, 27(1), 24-44

Gute Grundbildung bedingt Weiterbildung

Um die Kompetenzen Erwachsener beispielsweise im Lesen scheint es in Deutschland nicht gut bestellt. Das zumindest ist das Ergebnis der PIAAC-Studie. Haben die Ergebnisse Auswirkungen auf die Erwachsenenbildung? **NeuLand** hat sich bei der Arbeitsstelle der Weiterbildung der Weiterbildenden (AWW) und dem Zentrum für Fernstudien und Universitäre Weiterbildung (ZFUW) erkundigt.

Weiterbildung ist zentrales Thema für Claudia Ehrhardt. Bei der Geschäftsführerin der Arbeitsstelle der Weiterbildung der Weiterbildenden (AWW) mit Sitz am Campus Landau laufen seit über 14 Jahren die Fäden der im Verein angeschlossenen rheinland-pfälzischen Hochschulen und Weiterbildungseinrichtungen zusammen. Für die Diplom-Pädagogin sind die PIAAC-Ergebnisse ein eindeutiger Indikator, dass bei der Grundbildung Erwachsener Handlungsbedarf besteht. Dass diese – ganz anders als die PISA-Ergebnisse – medial kaum aufgegriffen oder diskutiert wurden, bilde den Stellenwert der Weiterbildung in der Gesellschaft ab. Dabei sind die dort getesteten Größen für ein erfolgreiches Arbeitsleben, die Teilhabe an der heutigen Gesellschaft und die Produktivität von Betrieben und Unternehmen bedeutsam.

PIAAC (Programme for the International Assessment of Adult Competencies) ist die erste internationale Vergleichsstudie, die zentrale Grundkompetenzen in der erwachsenen Bevölkerung beleuchtet. Von Herbst 2011 bis Frühjahr 2012 hat die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) in Deutschland und über 20 weiteren Ländern bei Erwachsenen im erwerbsfähigen Alter von 16 bis 65 Jahren Lese- und alltagsmathematische Kompetenzen sowie technologiebasierte Problemlösekompetenzen gemessen. Das Ergebnis: Deutschland liegt leicht unter dem OECD-Durchschnitt. Allerdings schneiden jüngere Erwachsene besser ab als ältere. Vermutlich eine positive Folge der Bildungsanstrengungen nach PISA.

PIAAC habe gezeigt, dass auch im Erwachsenenalter gilt, was für Schulkinder bittere Realität ist: Das Bildungsniveau ist abhängig von der Herkunftsfamilie. „Wer über keine gute Grundbildung verfügt, wird auch keine Weiterbildung machen“, so Ehrhardt. Und wer sich nicht weiterbildet, fällt in der Arbeitswelt zurück. Daher sei es erfreulich, dass seit einigen Jahren verstärkt in Projektfinanzierungen im Bereich Alphabetisierung und Grundbildung investiert werde, so Ehrhardt.

Mögliche Rückschlüsse aus den PIAAC-Ergebnissen auf die Weiterbildung diskutiert Experten auf einer von Claudia Ehrhardt organisierten Fachtagung im Frühjahr. Der Tenor: Die Professionalisierung der in der Weiterbildung tätigen Pädagogen, Dozenten oder Trainer muss darauf setzen, für die Arbeit mit Bildungsverlierern entsprechend zu sensibilisieren – mit dem Ziel, diesem abgehängten Bereich eine Perspektive zu bieten. Dieser Professionalisierungsaufgabe wird sich die AWW auch in Zukunft widmen.

Weiterbildung ohne Raum und Zeit

Für die Arbeit des Zentrums für Fernstudien und Universitäre Weiterbildung (ZFUW) sieht Geschäftsführer Dr. Burkhard Lehmann aufgrund der PIAAC-Ergebnisse keine unmittelbaren Implikationen. Denn die Teilnehmer der diversen Studiengang- und Kursangebote des ZFUW seien in der Regel die ohnehin bildungsaffinen Menschen, die gewohnt seien, sich zu qualifizieren. Auf die Gruppe, die

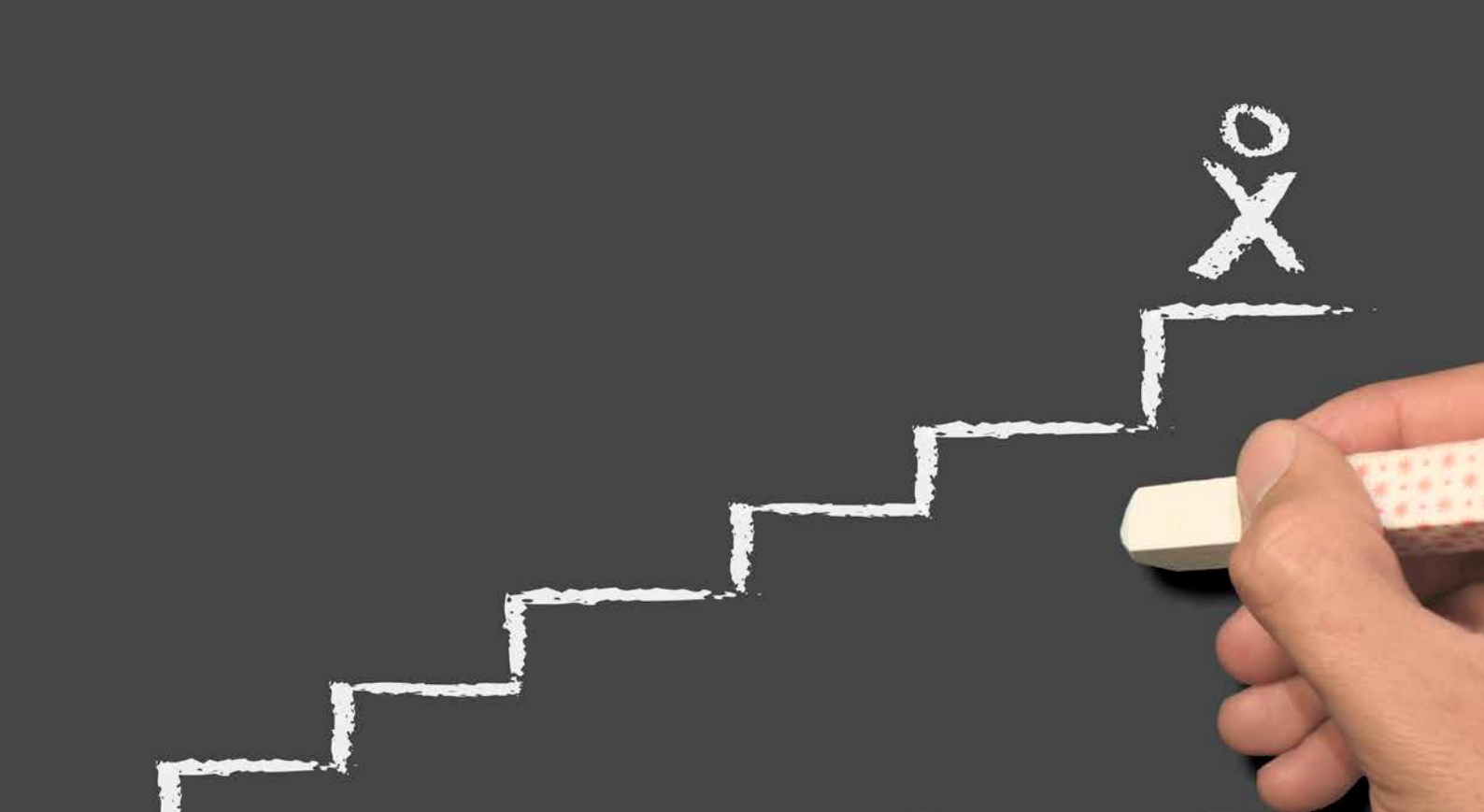
in PIAAC schlecht abgeschnitten habe, seien die ZFUW-Bildungsangebote gar nicht zugeschnitten.

Das ZFUW hat als älteste Fernstudieneinrichtung an Hochschulen in Rheinland-Pfalz seit über 20 Jahren Erfahrung in der wissenschaftlichen Weiterbildung. „Wir haben uns mit dem Fernstudium und der Fernlehre für ein spezifisches Bildungsformat entschieden“, so Lehmann. Denn dieses Format werde den Bedürfnissen der Bildungsinter-

Das ZFUW

Das Zentrum für Fernstudien und Universitäre Weiterbildung (ZFUW) ist eine zentrale Einrichtung der Universität Koblenz-Landau. Mit mehr als 21 Jahren Erfahrung ist das ZFUW die älteste Fernstudieneinrichtung an Hochschulen in Rheinland-Pfalz. Das ZFUW ist auf das Angebot postgradualer Fernstudiengänge spezialisiert, veranstaltet daneben aber auch Weiterbildungen im Präsenzformat (z. B. Seminare). www.uni-koblenz-landau.de/zfuw

ressierten ohne Bindung an Raum und Zeit am meisten gerecht. In Ballungsräumen wie Hamburg, München oder Berlin, wo sich die Kunden aus dem lokalen Umfeld akquirieren lassen, funktionieren auch Präsenzangebote, weiß Lehmann. „Befindet sich eine Einrichtung allerdings in einer Randlage, operiert man besser auf der Ebene der Fernlehre, bei der die Organisation zum Teilnehmer kommt und nicht der Teilnehmer zur Organisation.“



Das Schnüren zeitgemäßer Themen und Inhalte ist zentral, um das ZFUW wettbewerbsfähig zu halten. Derzeit unterhält es die Programmbereiche Umwelt, Energie und Management. Expertise holt sich das ZFUW vorrangig aus den eigenen Reihen der Ko-

Die AWW

Die Arbeitsstelle für die Weiterbildung der Weiterbildenden (AWW) fördert die Zusammenarbeit zwischen rheinland-pfälzischen Hochschulen und Weiterbildungsorganisationen. Der bundesweit einzigartige Verein ist eine wichtige Schnittstelle zwischen Forschung und Praxis im Bereich der Weiterbildung. Gegründet wurde die AWW 1998 auf Initiative des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur. Die AWW hat ihren Sitz in Landau und ist der Universität Koblenz-Landau angegliedert. Unter dem Motto „Besser lehren lernen“ organisiert die AWW Workshops und Fachtagungen für Personen, die in der Weiterbildung tätig sind.
www.aww-landau.de

blenzer und Landauer Wissenschaftler. „Wir arbeiten aber auch konsortial“, so Lehmann, „und halten somit ein bestimmtes Know-how vor, das an den Standorten unserer Universität nicht verfügbar ist.“ Selbst wenn die Flexibilität bestehe, auch nicht einschlägige Themen zu vertreten, entwickle das ZFUW vornehmlich Angebote im Kernbereich der Universität Koblenz-Landau.

Derzeit arbeiten Lehmann und sein Team an dem neuen Programm „Inklusionspäda-

gogik“. Damit sollen Lehrerinnen und Lehrer fit gemacht werden für den schulischen Alltag in Zeiten der Inklusion. „Die Länder stellen zwar den Finanzbedarf für Inklusion in der Schule, allerdings fehlt eine profunde Qualifizierung der Lehrkräfte“, erklärt Lehmann den Ansatz des neuen Weiterbildungsprogramms. Mit einem Kooperationspartner bereitet das ZFUW ein weiteres Programm vor: „Business Communications and Rhetoric“.

Weiterbildung heute so wichtig wie noch nie

Für das berufliche Weiterkommen ist Weiterbildung heute so zentral wie noch nie. „Die Halbwertszeit des Wissens wird immer kürzer“, bekräftigt Claudia Ehrhardt. Die PIAAC-Studie habe daher auch gezeigt, wie wichtig Kompetenzaufbau, -erhalt und -erweiterung in der Berufswelt seien. Die zahlreichen Innovationswellen im beruflichen Kontext, gerade im EDV- oder Produktionskontext, lassen den Bedarf an Weiterbildung kontinuierlich steigen, versichert Burkhard Lehmann. Warum Menschen letztendlich sich für eine Weiterbildung entscheiden, dafür gebe es drei zentrale Gründe. Lehmann unterscheidet zwischen Selbstperfektionierern, Tool-Suchern und Karriere- oder Abschlussorientierten. Der ersten Gruppe liegt daran, die eigene Persönlichkeit weiterzuentwickeln und sich für private Interessen mehr Wissen anzueignen. Die Tool-Sucher erweitern gezielt ihre Kompetenzen, um

berufliche Herausforderungen meistern zu können. Vertreter der dritten Gruppe tummeln sich vorwiegend im akademischen Feld. Da man für die Ausübung bestimmter Funktionen im beruflichen Aufstieg meist Bescheinigungen über entsprechendes Wissen oder Kompetenzen benötigt, orientiert sich deren Weiterbildungsbedarf an Abschlüssen.

Entsprechend unterscheidet Lehmann auch zwischen drei Weiterbildungsbereichen: die klassische, die betriebliche und die wissenschaftliche Weiterbildung. Die klassische Weiterbildung wird beispielsweise von Volkshochschulen betrieben und richtet sich an ein breites Publikum. Im betrieblichen Kontext sollen Arbeitnehmer ihre Kompetenzen erweitern und ihr Wissen erhöhen, beispielsweise wenn Vertriebsmitarbeiter im Umgang mit einem neuen Produkt geschult werden müssen oder eine neue Software im Unternehmen eingeführt wird. Die wissenschaftliche Weiterbildung ermöglicht akademisch vorqualifiziertem Personal, sich auf neue Aufgaben, etwa als Führungskraft, vorzubereiten.

Die Zeiten, in denen Lernen mit dem Verlassen der Schule, dem Abschluss der Ausbildung oder dem Universitätsexamen beendet war, sind definitiv vorbei. Wer im Berufsleben bestehen will, wird um regelmäßige Weiterqualifizierung nicht umhin kommen. PIACC soll in einem Rhythmus von zehn Jahren wiederholt werden, um ein Längsschnitt-Bild der Entwicklung zu erhalten. Man darf gespannt sein, wohin sich die Kompetenzen deutscher Erwerbstätiger entwickeln. **(ket)**

Bevor sie verstummen ...

Weltweit existieren etwa 6.800 Sprachen, doch die Vielfalt nimmt rasant ab. Was bedeutet es, wenn Sprachen sterben? Was bleibt von einer Kultur übrig, wenn ihre Art, die Welt zu beschreiben, wegfällt und die Urahnen verstummen?

Sprachbedrohung und Sprachentod sind ein weltweites Phänomen. Linguisten gehen davon aus, dass etwa alle zwei Wochen eine Sprache stirbt. In 100 Jahren, so schätzen Sprachforscher, werden im besten Fall noch die Hälfte dieser Sprachen existieren, vielleicht aber auch nur noch zehn Prozent von ihnen. Während die 20 größten der zirka 6.800 lebenden Sprachen von der Hälfte der Weltbevölkerung gesprochen werden, weisen die meisten Sprachen eine Gemeinschaft von nur wenigen hundert oder tausend Sprechern auf. Von bevorstehendem Sprachentod spricht man, wenn eine Sprache aufhört, Muttersprache oder Erstsprache zu sein – also dann, wenn sie nur noch sekundär erlernt wird und damit die nötige Sprachpflege verliert. Der endgültige Tod tritt ein, wenn es keine Sprecher mehr gibt.

Sprachbedrohung und Sprachentod finden auf allen Kontinenten statt und nehmen ein immer schnelleres Tempo auf, je weiter die Globalisierung voranschreitet. Viele andere Faktoren wie unter anderem starke Migrationsbewegungen, Zuwanderung und Urbanisierung sowie ein hohes Alter der Sprecher oder die geringe wirtschaftliche Stärke einer Sprache wirken zudem auf den Sprachbestand ein. Stark gefährdete Sprachen sind vor allem in den Regionen Nord- und Südamerika, Australien, Asien, Westafrika und in Nord- und Ostsibirien vorzufinden. In diesen Regionen kommt es zur massiven Verletzung von Sprachenrechten.

Anglistik-Professor Dr. Martin Pütz ist Linguist und beschäftigt sich mit Sprache und ihren vielfältigen sozialen, kulturellen und psychologischen Ausprägungen. Zusammen mit seiner Kollegin Dr. Monika Reif hat er im Frühjahr 2014 das 36. Internationale LAUD Symposium organisiert, das sich rund um das Thema Sprachbedrohung und Sprachentod drehte (siehe Infokasten). Pütz erklärt, Sprache sei relevant, da sie ein einzigartiger Schatz an Wissen, Ideen und Weltansichten sei. „Mit den fast 7.000

Sprachen auf unserer Welt gibt es auch fast 7.000 Arten, die Welt auf unterschiedliche Art wahrzunehmen und sie zu beschreiben“, erläutert der Linguist. Beispielsweise haben einige Sprachen der Ureinwohner Amerikas ein komplett anderes Zeitsystem. Dinge in der Zukunft oder Vergangenheit auszudrücken, gehe in diesen Sprachen nicht mit den uns bekannten grammatikalischen Möglichkeiten.

Sprache ist also nicht nur ein Mittel der Kommunikation, sondern bietet einen tiefen Einblick in die Einstellungen und Wahrnehmungen gegenüber der Welt, konserviert Traditionen und Geschichte einer Kultur und gibt einzigartiges Wissen an die nächste Generation weiter, beispielsweise über Heilmittel und Pflanzen, aber auch Gefühle, Spiritualität und soziale Einsichten. Es gibt so etwas wie eine kulturelle Identität und die wird maßgeblich von Sprache geprägt. Warum aber verschwinden so viele Sprachen von der Bildfläche? Natürlich gibt es viele äußere Umstände, warum Sprachen ihre Sprecher verlieren. Gerade in der Kolonialzeit haben die Besatzer eine Vielzahl an Sprachen marginalisiert und unterdrückt, teilweise wurden ganze Völker durch Krieg vernichtet, z.B. durch die Kolonialisierung und Besiedlung Nord- und Südamerikas, die Ausrottung indigener Völker in Australien oder durch die im 17. Jahrhundert einsetzende Russifizierungspolitik in Osteuropa, im Kaukasus und in Sibirien. Auch Naturkatastrophen wie Erdbeben oder Vulkanausbrüche können stark regional geprägte Sprachen töten.

Auch wenn Sprachwissenschaftler versuchen, bedrohte Sprachen durch Aufzeichnung, Übersetzung sowie die Bewahrung und Verbreitung von Sprachaufzeichnungen zu dokumentieren, erwecken sie diese dadurch nicht mehr zum Leben. Mit Notizblöcken und Aufnahmegeräten kann man zwar einen Teil des Wortschatzes, der Grammatik und Aussprache festhalten, in geringerem Maße jedoch Redewendungen,

Gebräuche und Beschreibungsmodelle für die Welt einfangen. Nur wer eine Sprache muttersprachlich spricht, kann ihre zahlreichen Facetten begreifen. Sprachrevitalisierung gelingt nur in den seltensten Fällen. Geglückt ist dies beispielsweise beim modernen Hebräisch, Iwrit genannt, das erfolgreich wiederbelebt und zur offiziellen Amtssprache Israels erhoben wurde. Zu meist ist der Sprachtod aber unwiderruflich.

In aktuellen Fällen der Sprachbedrohung liege das Problem häufig nicht an der Umwelt, sondern an anderer Stelle, erklärt Pütz. Wer einer Minderheitensprache mächtig ist, hat oftmals das Gefühl, damit auf dem Bildungsweg oder im Berufsleben schlechtere Chancen zu haben. Eltern bestehen daher oft darauf, dass ihre Kinder die indigene Sprache vernachlässigen und stattdessen eine dominante und wirtschaftlich starke Sprache, wie Englisch, Spanisch oder Französisch, zuerst erlernen. „Sie geben damit eine verstärkt negative Einstellung zur Muttersprache an die nächste Generation weiter“, verdeutlicht Pütz die Problemlage. Der Globalisierungseffekt ist somit nicht zu unterschätzen, denn während z.B. das Englische immer dominanter wird, nimmt die Geringschätzung und damit einhergehende Vernachlässigung indigener Sprachen weiter zu. Um den Sprachentod aufzuhalten, benötigt es also weniger Dokumentation als vielmehr eine grundlegende Änderung der Einstellung zu Minderheitensprachen und indigenen Sprachen. (rst)

Linguistic Agency University of Duisburg/Trier/Landau (LAUD)

Seit 1973 finden unter diesem Namen alle zwei Jahre Konferenzen zum Thema Sprache statt – zunächst in Trier und Duisburg und seit 2000 in Landau. Das 36. LAUD Symposium wurde im Frühjahr 2014 zum Thema bedrohte Sprachen und Sprachentod veranstaltet. Über 90 Teilnehmer aus 25 Ländern besuchten die Veranstaltung.

QuinK: neuer Qualitätsindex

Ein neuer Index soll die Betreuung in Kinder- und Jugendhospizeinrichtungen verbessern. Dieser Aufgabe haben sich Professor Dr. Sven Jennessen und Stefanie Hurth vom Institut für Sonderpädagogik in den letzten Monaten gewidmet. Nun präsentieren sie das Ergebnis ihrer Arbeit: den Qualitätsindex für Kinder- und Jugendhospizarbeit, kurz QuinK.



Ein Jahr lang hat Stefanie Hurth den Qualitätsindex für Kinder- und Jugendhospizarbeit getestet. Nun ist der „QuinK“ fertig und soll im Oktober in die Praxis gehen.

Wie lassen sich die Arbeit und das Zusammenleben in Kinder- und Jugendhospizen verbessern? Wie werden Kinder und Jugendliche wirkungsvoll begleitet, die an einer unheilbaren Krankheit leiden oder die einen Trauerfall in der Familie verarbeiten müssen? „Bislang konnten sich die Einrichtungen ausschließlich durch ein Qualitätssiegel bewerten lassen“, sagt Sven Jennessen. Das bedeute: harte, generalisierte Bewertungsfaktoren. „Dabei unterscheiden sich die Einrichtungen teilweise gravierend.“ So sei etwa die Nachfrage nach türkischer Sprachkompetenz in einigen Einrichtungen zwar sehr hoch – es gebe aber auch Einrichtungen, bei denen der Bedarf schlicht nicht erkennbar sei. Hier müsse man individuell auf die Bedürfnisse der Einrichtungen, der Mitarbeiter, der Kinder und Jugendlichen sowie der Familien eingehen. Für Jennessen ist dies nur eines von vielen Beispielen, bei dem sich die Schwäche starrer Bewertungs-

kriterien zeigt. Immerhin müsse gerade in diesem sensiblen Bereich der Mensch im Mittelpunkt stehen – und keine Checkliste.

Deshalb ist der Qualitätsindex für Kinder- und Jugendhospizarbeit QuinK auch „anders“. Der Fokus liegt nicht nur auf den Antworten, sondern auch auf der Kommunikation zwischen den Beteiligten, also zwischen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern, mit Eltern, Kindern und auch Geschwistern. „Nachhaltige Qualitätsentwicklung funktioniert nur durch Kommunikation aller Beteiligten“, so der Ansatz von Sven Jennessen. Und damit sind auch die Jüngsten gemeint. „Wir sehen die Kinder als Experten in eigener Sache an“, erklärt Stefanie Hurth. Gerade die Einbeziehung der Geschwister stelle derzeit bei vielen Einrichtungen ein Problem dar. Denn die müssten bei einer todbringenden Krankheit der Schwester oder des Bruders häufig zurückstecken. Nur selten bleibe das ohne

Konflikte, wodurch sie im schlimmsten Fall die Möglichkeit versäumten, sich von ihren Geschwistern zu verabschieden. „Hier gibt es kein Schema F. Viel wichtiger ist, dass die Betroffenen sich austauschen, die Themen aufgreifen und dann Lösungen entwickeln“, sagt Hurth.

Der QuinK soll durch seine zur Reflexion anregenden Fragen diese Kommunikation ermöglichen und eine Art Diskussions-Agenda darstellen. Daher wurde QuinK in den vergangenen Monaten in drei stationären Kinder- und Jugendhospizen und zwei ambulanten Kinderhospizdiensten getestet. Jennessen und Hurth besuchten die Einrichtungen in Unna, Düsseldorf, Syke, Darmstadt und Wiesbaden regelmäßig. „Der QuinK ist nicht am grünen Tisch entstanden“, sagt Sven Jennessen.

Das Team aus Landauer Wissenschaftlern wurde unterstützt vom Deutschen Hospiz- und Palliativverband (DHPV). Mit diesem zusammen wurden zwölf Grundsätze für die Arbeit von Kinder- und Jugendhospizen verfasst. Das seien komplexe Themen, von der Betreuung der Kinder bis zur Öffentlichkeitsarbeit, für die jeweils ein aus den drei Kategorien Haltung, Strukturen und Praktiken bestehender Fragebogen entstanden ist. „Einige Fragen, die wir als wichtig erachtet hatten, wurden in der Praxis nicht angenommen. Andere wiederum haben wir ergänzt. Jetzt ist der QuinK fit“, ist Stefanie Hurth stolz auf das Ergebnis. Und Sven Jennessen ergänzt: „Die Rückmeldungen waren insgesamt sehr positiv.“

Nun soll der QuinK Verbreitung finden. Fachvorträge auf Konferenzen, Artikel in Fachzeitschriften: Die Arbeit des Jennessen-Teams ist noch längst nicht abgeschlossen. „Wir haben aber gute Startvoraussetzungen, schließlich waren die Praktiker vom DHPV von Anfang an an Bord“, so Jennessen. **(kap)**

Unzufrieden im Job? Positive Psychologie kann helfen!

Viele kennen es: Wenn Montagmorgen der Wecker klingelt, fällt das Aufstehen oft schwer, besonders wenn man unzufrieden mit seiner Arbeit ist. Aber warum ist man unzufrieden und wie kann positive Psychologie dabei helfen, die Unzufriedenheit zu überwinden? **NeuLand** hat mit dem Professor für Wirtschaftspsychologie Dr. Ottmar L. Braun über die Psychologie der positiven Dinge gesprochen.

Nach der neuen Gallup-Studie ist die Arbeitszufriedenheit zwar im Vergleich zum letzten Jahr gestiegen, trotzdem kritisch: Nur wenige Menschen fühlen sich bei ihrer Arbeit wertgeschätzt. Sie suchen stattdessen ihr Glück in der Freizeit. Hinzu kommt ein dramatischer Anstieg von psychischen Erkrankungen, wie dem Burnout-Syndrom. Wie kann man mit diesen Gefahren umgehen?

Eine potenzielle Lösung liegt im Bereich der positiven Psychologie. Sie befasst sich damit, unter welchen Umständen Personen Wohlbefinden, Glück und Zufriedenheit erleben. Während sich vor den 90er Jahren die Sozial- und Verhaltenspsychologen vor allem mit den Defiziten beschäftigt haben, untersucht man seit 1998 psychologische Prozesse, die dazu führen, dass Menschen zufrieden und glücklich und dadurch leistungsfähiger sind.

Ottmar L. Braun ist außerplanmäßiger Professor in der Arbeitsgruppe Sozial- und Wirtschaftspsychologie am Campus Landau und befasst sich mit positiver Psychologie. Zur Thematik Unzufriedenheit im Job bekräftigt er: „Die Forschung hat deutlich gezeigt, dass sich Techniken der positiven Psychologie vorteilhaft auf die Arbeits- und Lebenszufriedenheit auswirken.“ Besonders interessant sei das für Krankenkassen, da sie sich mit Krankheit und Gesundheit ausei-

nandersetzen und auch als erste die Kosten von langfristigen Ausfällen, zum Beispiel durch Burnout, tragen müssen. Braun weiter: „Dann müssen die sich natürlich fragen: Wie kommt das?“

Braun meint, Arbeit dürfe nicht krank machen. Arbeit müsse eher die Möglichkeit bieten, dass man sich positiv entfalten könne. Deshalb müssten sich Arbeitgeber darum bemühen, dass die Leute mit mehr Spaß zur Arbeit kommen. „Darüber hinaus müssen Arbeitnehmer Aufgaben bekommen, um ihre Stärken ausleben zu können.“ Er konkretisiert: „Sie brauchen Aufgaben, an denen sie persönlich wachsen, wo sie quasi aufblühen können.“

In der positiven Psychologie sei der Begriff „aufblühen“ elementar, denn: „Wenn Personen etwas geleistet haben, sprich Ziele erreichen, dann sind sie zufriedener und haben wenig handlungsirrelevante Kognitionen oder Ablenkung. Sie können sich wieder auf ihre Aufgaben konzentrieren und dadurch mehr leisten“, begründet Braun. Zufriedenheit am Arbeitsplatz habe aber auch immer etwas mit der Entwicklung von Führungskräften zu tun. Nach Braun müssten sie darauf achten, dass sie ihr Team gesund führen. „Krankenkassen wie die AOK Rheinland-Pfalz/Saarland bieten deshalb extra Programme dafür an, an denen wir als Team der Universität Koblenz-Landau

beteiligt sind.“ Eine weitere Möglichkeit für Arbeitgeber sieht Braun in regelmäßigen Mitarbeiterbefragungen. „Im Rahmen von Folgeprozessen kann man dafür sorgen, dass zufriedenstellende Arbeitsbedingungen vorhanden sind und Missstände abgeschafft werden.“

Allerdings sei die Schuld nicht nur beim Arbeitgeber zu suchen. Auch die Mitarbeiter sollten darauf achten, ob sie an der richtigen Stelle im Unternehmen eingesetzt oder ob sie vielleicht irgendwo anders besser aufgehoben seien. Braun stellt klar: „Vor der innerlichen Kündigung sollte Unzufriedenheit konstruktiv zum Ausdruck gebracht werden, um dann vielleicht an einer sinnvolleren Stelle eingesetzt zu werden.“

Der Professor bemerkt, dass die positive Psychologie allerdings nichts Neues sei: „In der Arbeits- und Organisationspsychologie, in der wir uns hier bewegen, haben Wissenschaftler ja schon immer das Thema Arbeitszufriedenheit untersucht.“ Es sei von daher ein ganz altes Forschungsgebiet, welches nun durch die positive Psychologie neu bereichert werde.

Spielend zum Glück

Braun hat an der Universität eine eigene Studie zur Zufriedenheit durchgeführt.



Spielend lernen: Mit dem Brettspiel „Career Games“ erlernen die Spieler verschiedene Inhalte der positiven Psychologie wie Selbstdisziplin, Zeitmanagement oder Smalltalk und Networking.

Tipps für die positive Führung von Ottmar Braun

Führungskräfte müssen eine gute zwischenmenschliche Beziehung zu jedem einzelnen Mitarbeiter unterhalten. Sie müssen auch verbindliche Aussagen machen und zu diesen Aussagen stehen. Des Weiteren sollte ein Chef seine Angestellten unterstützen, wenn es notwendig ist. Wichtig ist auch, keinen unnötigen Druck aufzubauen, sondern Stärken von Mitarbeitern kennen zu lernen und zu fördern. Von Vorteil können auch Begrüßungs- und Krankenrückkehrgespräche sein. Es könnte ja sein, dass die Krankheit etwas mit den Arbeitsbedingungen zu tun hat. Natürlich sind auch Teamsitzungen und Teambuildingmaßnahmen von großer Bedeutung, um ein angenehmes Arbeitsklima herzustellen.

Dabei wurden Studierende einen Tag lang in Techniken der positiven Psychologie unterrichtet. „Außerdem haben sie ein Glückstagebuch bekommen, bei dem sie ihre Glücksmomente niederschreiben können, und einiges über Smalltalk und Networking gelernt.“ Die Ergebnisse würden zeigen, dass sich die Zufriedenheit der Studierenden kurzfristig, aber auch langfristig positiv verändere. Zudem seien ihr Optimismus und die Studienmotivation angestiegen, depressive Verstimmungen gesunken. Braun verdeutlicht: „Alles so, wie man sich das wünscht.“

In seiner Forschung versucht er eine Brücke zu schlagen zwischen Techniken der positiven Psychologie und Techniken des Selbstmanagements. Das würde gut passen, denn auch in der positiven Psychologie würden oft Tipps gegeben, wie man etwas angehen solle, versichert Braun. Eine ganz prominente Übung beim Selbstmanagement und in der positiven Psychologie sei die „Was ist gut gelaufen-Übung“. Dabei geht es darum, dass man am Abend überlegen soll, welche drei Dinge am Tag gut gelaufen sind und welche seiner Stärken es waren, die dazu beigetragen haben. Das sei eine Übung, die in der gesamten Literatur empfohlen werde. Der Namensgeber der positiven Psychologie, Martin Seligman, habe zeigen können, dass die Anwendung

dieser Übung dazu führe, dass Leute nach sechs Monaten weniger depressiv seien. Seligman führe das darauf zurück, dass das eine selbstverstärkende Wirkung habe, so Braun. „Die Leute merken, dass sie sich besser fühlen, wenn sie darüber nachdenken, was heute gut gelaufen ist und warum.“ Und deshalb wiederholen sie den Vorgang.“ Es habe dadurch eine langfristige Wirkung.

Brauns neuestes Aushängeschild ist ein Brettspiel namens „Career Games – spielend trainieren“. „Wir haben Seminare entwickelt, bei denen wir Selbstmanagement-Kompetenzen in verschiedenen Lebens- oder Inhaltsbereichen von Personen stärken können. Dazu dient auch ein Brettspiel, bei dem die Teilnehmer verschiedene Inhaltsbereiche der positiven Psychologie wie Selbstdisziplin, Zeitmanagement oder auch Smalltalk und Networking spielend erlernen.“ Jeder Spieler bekomme im Spiel eine Figur und müsse seinen Weg durch das Spielfeld würfeln, so Braun. „Auf den Feldern müssen sie dann Quizkarten ziehen, die das im Seminar Gelernte noch einmal aufarbeiten.“ Dabei müssten sie beispielsweise drei Dinge nennen, die sie in ihrem Leben glücklich machen. „Durch den Spielcharakter lernt man mehr, als nur über Seminare.“ Mit Erfolg: Erste Untersuchungen zeigen positive langfristige Effekte durch die Seminar-Brettspiel-Kombination. (dan)

Erste Forschungsprojekte stehen an

Ende Juni offiziell eingeweiht, hat die Psychotherapie-Ambulanz für Kinder und Jugendliche die Arbeit aufgenommen. Kinder und Jugendliche mit psychischen Erkrankungen haben nun in Landau eine neue Anlaufstation. Und auch die Forschung profitiert von der Einrichtung.

Wie eine Baustelle sieht die psychotherapeutische Uni-Ambulanz nicht mehr aus. Den Abdeckplanen sind bunte Stühle und Stofftiere gewichen, im Eingangsbereich liegen Fachmagazine und das Büro von Professorin Dr. Tina In-Albon ist bereits voller Bücher. Und doch „ist hier noch alles Baustelle“, so die Professorin für Klinische Psychologie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters. Nach Therapeuten werde noch gesucht, die ersten Behandlungen seien angelaufen, Forschungsprojekte in Planung. „Eine spannende Phase“, bekräftigt die Ambulanzleiterin.

Von nun an wird sich das zehnköpfige Team um die Professorin In-Albon und Geschäftsführerin Dr. Daniela Schwarz mit den psychischen Erkrankungen der südpfälzer Kinder und Jugendlichen befassen. Die Kosten für die psychotherapeutische Behandlung übernehmen bei Indikation die Krankenkassen. Hinzu kommt ein weiterbildender Studiengang zur Ausbildung in Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie, der im Wintersemester 2014/15 mit zwölf Teilnehmern pro Jahrgang startet. In Rheinland-Pfalz ist die Universität Koblenz-Landau in diesem Bereich die einzige universitäre Ausbildungsstätte. Neben der hauseigenen Ambulanz kooperiert der Studiengang mit dem Pfalzkrankenhaus in Klingmünster sowie anderen kinder- und jugendpsychiatrischen Kliniken in der Region.

Kaum eröffnet, schon stehen die ersten Forschungsprojekte an. Derzeit liegt ein Fokus in der Behandlung von Angststörungen und Depressionen. „Vielen Depressionen gehen Ängste voraus. Daher lohnt es, diese beiden zusammen zu betrachten“, so



In der neuen Universitätsambulanz für Kinder und Jugendliche wird die ganze Palette der psychischen Störungen behandelt.

Tina In-Albon. Laut Statistik leiden zirka 20 Prozent der Erwachsenen und zirka 10 Prozent der Kinder unter Angststörungen, bei Depressionen sind es sogar 40 Prozent der Erwachsenen und im Jugendalter auch bereits zwischen 15 und 20 Prozent. In Planung befindet sich daher eine Therapiestudie für Jugendliche mit Angst- und depressiven Störungen. Ein weiterer Forschungsbereich ist das nicht-suizidale selbstverletzende Verhalten, im Volksmund auch als „Ritzen“ bekannt. „Da machen wir eher Grundlagenforschung“, so die Professorin. Ein spezifisches Therapieangebot gebe es derzeit noch nicht – „das kann sich aber alles noch entwickeln“.

Einen weiteren Forschungsschwerpunkt stellt die psychische Gesundheit bei Kindern mit Diabetes dar, insbesondere bei Diabetes vom Typ I, der im Gegensatz zum „Altersdiabetes“ II auch bei Kindern und Jugendlichen verbreitet ist. „Hier wissen wir über

die medizinische Forschung zwar schon eine Menge“, sagt Tina In-Albon, aber aus psychologischer Sicht sei das Thema noch relatives Neuland. Wie etwa sieht es bei der psychologischen Betreuung der Kinder aus, aber auch der Eltern, der Lehrer und sonstiger zentraler Bezugspersonen? Wird die Krankheit und deren Umgang akzeptiert? Wie können Psychotherapeuten helfen? Auch hier schlummert ein Forschungspotenzial für In-Albon. „Vieles ist im Aufbau“, sagt sie beschwichtigend. Und doch lässt sie im Gespräch mit NeuLand durchblicken, dass sie auch auf diesem Gebiet noch intensiver forschen möchte.

Neben der Forschung ist die Hochschulambulanz auch in die Lehre im Rahmen des Masterstudiengangs Klinische Psychologie eingebunden. So werden die Studierenden beispielsweise in die Diagnostik einbezogen und können unter Supervision in Patientengesprächen Praxiserfahrung sammeln. (kap)

Entspannung vom Alltag

Während die Studierenden fast immer wissen, ob ein Dozent freundlich oder streng ist, können sich nur wenige vorstellen, was diese mit ihrer Freizeit anfangen. **NeuLand** war einen Abend mit Dr. Walter H. Schreiber unterwegs. Sein Hobby: das 3D-Bogenschießen.

Wenn man sich seine Dozenten außerhalb der Universität vorstellt, dann ist es wohl in einem Sessel vor einem überfüllten Bücherregal mit einem wissenschaftlichen Buch in der Hand, vielleicht noch mit einem Hund zu den Füßen. Wenige Studenten glauben, dass ihre Dozenten möglicherweise eine spannendere Freizeitgestaltung haben als sie selbst.

Bei Walter H. Schreiber ist das aber so. Seit dem Sommer 2013 ist er 3D-Bogenschütze. 3D-Bogenschießen bedeutet nicht, dass man mit einer 3D-Brille und einem virtuellen Bogen bewaffnet auf herannahende Tiere oder Aliens schießt. Eigentlich ist das 3D-Bogenschießen vielmehr die Wiederentdeckung des sportlichen Jagens mit Pfeil und Bogen, ohne einem Tier Schaden zuzufügen. Es erinnert an eine Art Golf: Der Schläger wird zum Bogen, der Ball zum Pfeil und statt eines Abschlags hat man einen Abschuss-Punkt. Das Ziel ist aber kein Loch, sondern zum Beispiel ein Fasan oder eine Riesenspinne, welche von Vereinsmitgliedern angefertigt und im Parcours platziert wurde.

Schreiber ist seit Dezember Mitglied beim Verein Palatina Bogenschützen e.V. in Insheim südlich von Landau. Davor absolvierte er bereits einen Pfeil und Bogen-Intensivkurs in der Eifel. „Damit sich nicht bereits am Anfang grobe Fehler einschleichen“, bekräftigt Schreiber. Sein Sohn sei auch Bogenschütze, habe aber unabhängig von ihm zur selben Zeit angefangen. Auf die Frage, warum er nicht das klassische, von Olympia bekannte Bogenschießen ausübe, antwortet Schreiber: „Da gibt es zu viele Regeln.“ Außerdem sei er ein intuitiver Schütze, welcher – im Gegensatz zum strategischen Schützen – sich voll und ganz auf seine Erfahrung und sein Bauchgefühl verlasse. Zwar ist Schreiber schon seit einem Jahr leidenschaftlicher Bogenschütze, trotzdem gilt er im Verein



Beim 3D-Bogenschießen findet Walter H. Schreiber Entspannung vom alltäglichen Uni-Stress.

noch als Anfänger. „Deswegen behalte ich meine Ergebnisse bei Wettkämpfen lieber für mich“, bemerkt er schmunzelnd.

Sicherheit sei sehr wichtig, betont Schreiber. So muss sich jeder Schütze vorab in einem Schießbuch eintragen, um zu sehen, wie viele Leute auf dem Parcours unterwegs sind. Aus gutem Grund: Auf dem 500 Meter langen und mit 28 Zielen bestückten Parcours kann man leicht den Überblick verlieren. Zwei bis drei Stunden dauert die Durchquerung des Kurses. Manchmal machen es abgeknickte Äste und ein rutschiger Untergrund gar nicht so einfach, die Ziele zu treffen. Trotzdem würden die meisten Unfälle nicht beim Schießen selbst passieren, sondern beim Herausziehen der Pfeile aus den Körpern der Ziele, meint Schreiber. Ein Vereinskollege ergänzt: „Wich-

tig ist uns, dass wir das 3D-Bogenschießen nicht als Vorstufe zur Jagd mit Pfeil und Bogen sehen. Es ist vielmehr ein Sport, bei dem man sich deutschlandweit mit anderen Schützen messen kann.“ Im Gegensatz zum klassischen Bogenschießen schieße man nicht auf langweilige Zielscheiben, sondern durchlaufe einen interessanten Parcours.

Für Schreiber ist das Bogenschießen Entspannungskur vom alltäglichen Uni-Stress: „Nach der Arbeit auf den Parcours zu gehen, befreit meinen Kopf.“ Verständlich, denn das leise Zischen des Pfeiles und die Ruhe im grünen, naturbelassenen Gelände hat etwas Erholendes. Außerdem hat Schreiber beim Verein Palatina Freunde gefunden, mit denen er an fast jedem Donnerstag und Sonntag durch den Parcours streift – auf der Jagd nach künstlichen Tieren. **(dan)**

E-Mail aus ... Wrocław

In der Reihe „E-Mail aus ...“ berichtet Sozialwissenschafts-Student Daniel Schumacher von der Summer School aus dem polnischen Wrocław.

Liebes NeuLand,

Cześć aus Wrocław! Manchmal reicht ein akademischer Kurz-Urlaub, um ein Land und die Leute lieben zu lernen.

Zum Ende meiner akademischen Laufbahn wollte ich das Studentendasein noch einmal voll und ganz genießen und habe mich entschlossen, eine Summer School zu besuchen. Fast jeder unserer Fachbereiche bietet so etwas an. Für mich ging die Reise unter der Leitung von Professor Dr. Siegmund Schmidt (Politikwissenschaften) nach Wrocław, Polen. Erasmus-finanziert begann meine Hinfahrt in einem Fernbus von Karlsruhe direkt nach Breslau, so der alte deutsche Name für Wrocław.

Hier angekommen, bezogen wir – meine Wenigkeit mit sieben anderen Deutschen – unsere Zimmer in einem Studentenwohnheim oder wie ich es nenne „Plattenromantik-Hotel“. Von außen neu gestrichen, versprühte das Haus von innen den gesamten Ostblock-Charme der Kalten-Krieg-Ära. Das war für mich aber auch das einzig Negative während meiner zweiwöchigen Summer School. Bereits am ersten Tag lernten wir beim „get-together“ die anderen Teilnehmer kennen. 70 Studenten aus über acht Ländern wollten mehr über die europäische Finanzkrise lernen und – wie ich – neue Freundschaften knüpfen.

Ab dem zweiten Tag war unser neues Zuhause ein Hörsaal beim Institut für Politikwissenschaft. Dort

lernten wir, wie verschiedene europäische Staaten mit der Finanzkrise zu kämpfen hatten, und stellten jeweils unsere Länder selbst vor.

Nach der ersten Woche wurden wir in verschiedene Gruppen aufgeteilt, um über Innovation im öffentlichen und privaten Sektor zu forschen. Forschen bedeutete dabei, dass wir polnische Bürger interviewten, die entweder im privaten oder öffentlichen Bereich tätig sind. Mein „Research-Haufen“ war bunt gemischt – von Belgiern über Rumänen bis hin zu Ukrainern. Ohne Verständigungsprobleme meisterten wir unseren Arbeitsauftrag, was am letzten Tag feucht-fröhlich mit allen gefeiert wurde.

Am Ende möchte ich noch eine Lanze für die Stadt Wrocław und das Land Polen brechen. Wir wurden sehr herzlich aufgenommen. Die Stadt mit ihrer (deutschen) Geschichte war atemberaubend. Nicht nur die alten Gebäude haben es mir angetan, sondern die Atmosphäre rund um den historischen Stadtkern. Ich habe in diesen zwei Wochen sehr viele Menschen kennen gelernt, einige würde ich nun als enge Freunde bezeichnen. Das erste Wiedersehen mit Studenten aus Belgien und Tschechien ist bereits geplant. Bis bald im guten alten Landau,

euer
Daniel Schumacher



Aktive Arbeit statt bloße Theorie

Über Integration zu reden, bringt nicht viel. Sie muss gelebt werden. Darum gründete die Landauer Doktorandin Cornelia Spengler mit Studentin Sylvia Klaus die Hochschulgruppe SchülerNavi, die immer mehr Mitglieder zählt. Wie man Integration fördern kann und was den Ehrenamtlichen ihre Arbeit bringt, darüber sprach sie mit *NeuLand*.

Eigentlich kommt Cornelia Spengler aus einem ganz anderen Fachgebiet. Nach ihrem Biologiestudium am Karlsruher Institut für Technologie promoviert sie derzeit in Landau im Fachbereich Natur- und Umweltwissenschaften. Aber auch an sozialer Arbeit hatte sie schon immer Interesse. Sie wollte sich nicht nur mit der Wissenschaft beschäftigen, sondern mit Menschen zusammenarbeiten. So entdeckte sie für sich ein sensibles Thema: die Integration und Bildungsgerechtigkeit.

Cornelia Spengler wollte nicht nur reden, sondern handeln. In der SchülerNavi-Gruppe in Aachen fand sie ein Vorbild, nach dem sie am Campus Landau gemeinsam mit Studentin Sylvia Klaus eine Hochschulgruppe aufbaute. Ziel sollte es sein, Schüler zu fördern, die durch ihre mangelnden Deutschkenntnisse in der Schule Probleme haben und deren Eltern das Geld für Nachhilfe nicht aufbringen können. „Wenn die Eltern zu Hause kaum Deutsch sprechen, haben die Kinder dort auch wenig Unterstützung für die Schule. Diktate zu üben, ist dann schlichtweg nicht möglich“, erklärt Spengler.

SchülerNavi bietet neben Hausaufgabenbetreuung und Nachhilfeunterricht auch kulturellen Austausch. Mittlerweile beteiligen sich in der Hochschulgruppe über 20 Studenten, die den Schülern in schulischen

Belangen zur Seite stehen, ihnen das Uni-Leben zeigen und ihnen zuhören, wenn sie Probleme haben.

Spengler selbst betreut zwei Brüder mit tamilischen Wurzeln. Um Berührungspunkte zu schaffen, die für den Aufbau eines Vertrauensverhältnisses wichtig sind, hat sie mit den Jungs auf dem Campus beispielsweise gemeinsam mikroskopiert. Einer der beiden Brüder war stark versetzungsgefährdet und hat es nun in die nächste Klasse geschafft. Ein Stück weit schreibt sie diesen Erfolg SchülerNavi zu.

„Schwierig ist es zu unterscheiden, welche Kinder wirklich der Förderung bedürfen“, so Spengler. In Konkurrenz mit Nachhilfe-Firmen will die Gruppe nicht treten. Zielgruppe sind Kinder, die in der Schule häufig nicht ausreichend gefördert werden und deren Eltern sich keine professionelle Nachhilfe leisten können. Daher hat SchülerNavi Kooperationen mit sozialen Institutionen Landaus, die ihnen die Kontakte weitervermitteln. „Der Bedarf ist riesig! Wir können ihn gar nicht decken“, berichtet Spengler. Daher ist die Hochschulgruppe auch ständig dabei, neue Mitglieder zu werben.

Für die Zukunft plant die Hochschulgruppe eine weitere Kooperation mit ELKE (Eltern Kompetenzen erlernen), um die Eltern weiterzuschulen, beispielsweise mit Sprachkursen. Dadurch sollen diese ihren

Kindern besser bei schulischen Aufgaben selbst helfen können.

Neben dem Gefühl, etwas Gutes zu tun, sieht Spengler aber auch andere Vorteile für das Ehrenamt. Gerade Lehramtsstudenten können sich hier ausprobieren und pädagogische Konzepte umsetzen, die sie aus der Theorie kennen. Jeder könne viel lernen, erklärt sie. Man übe hier nicht nur den Umgang mit Kindern und Jugendlichen, sondern lerne auch viel über fremde Kulturen. Sie selbst habe von ihren zwei Nachhilfeschülern bereits viel über Feiertage und Sitten ihrer Kultur, aber auch einzelne Vokabeln ihrer Sprache gelernt. Und die Schüler seien sehr interessiert an deutschen Gebräuchen und Eigenarten.

Für das ehrenamtliche Engagement hat SchülerNavi bereits Preise bekommen. Bei der Initiative für Integration von bigFM belegten sie den dritten Platz. Das Preisgeld investierte die Gruppe unter anderem, um mit ihren Schülern die Zooschule zu besuchen. In diesem Jahr erhält SchülerNavi zudem den Campus-Kulturpreis des Campus Landau.

„Man redet immer über Integration: Von Menschen mit Migrationshintergrund wird erwartet, sich hier zu integrieren. Aber das liegt ja auch an uns. Man muss sie auf diesem Weg unterstützen“, erklärt Doktorandin Spengler. *(rst)*

Termine

28.10.2014, 20 Uhr

Graufächenskultivierung mit Florian Ostertag

Atrium

Infos unter www.asta-landau.de

05.11.2014, ab 21.30 Uhr

Atriumsfete

Infos unter www.asta-landau.de

06.11.2014, 20 Uhr

Poetry Slam Landau

Universum Kinocenter

Infos unter www.zkw.uni-landau.de

19.11.2014, 19.30 Uhr

Landauer Akademiegespräch:

Friedensprojekt Europa in der Krise?

Mit Bundesministerin a.D. Heidemarie Wieczorek-Zeul und weiteren Gästen

Kulturzentrum Altes Kaufhaus

Infos unter www.fli.uni-landau.de

19.11.2014, 21 Uhr

Konzert „Beats und Piano“

Audimax

Infos unter www.asta-landau.de

1.12.2014, 20 Uhr

Graufächenskultivierung mit Unland

Atrium

Infos unter www.asta-landau.de

03.12.2014, 19 Uhr

Hambacher Gespräch:

Meine Daten gehören den Unternehmen?

Hambacher Schloss

Infos unter www.fli.uni-landau.de

05.12.2014, 19.30 Uhr

Reihe „Große Begegnungen“ mit Sternekoch Alfons Schubeck

Jugendstil-Festhalle Landau

Infos unter www.zkw.uni-landau.de

08.12.2014, 19.00 Uhr

Landauer Akademiegespräch: Frieden durch Demokratie?

Kulturzentrum Altes Kaufhaus

Infos unter www.fli.uni-landau.de

Ausblick: 13. - 15.01.2015

Poetik-Dozentur mit Rafik Schami

Infos unter www.zkw.uni-landau.de

Weitere Termine unter www.uni-koblenz-landau.de/aktuell

Impressum

Herausgeber

Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, Fortstraße 7, 76829 Landau

Redaktionsteam

Kerstin Theilmann (ket) (verantw.)

Berend Barkela (bb), Wilfried Dorsch (wdo), Sebastian Kapp (kap), Daniel Schumacher (dan), Rosa Stecher (rst)

Layout

Medienzentrum Campus Landau, Berend Barkela

Fotos

Titel Imago / Fotoarena, S. 2, S. 3 privat, S. 5 Imago / Xinhua, S. 7 oben kanvag - Fotolia.com, S. 7 unten, Medienzentrum / Hiller, S. 9 Imago / ITAR-TASS, S. 10 Imago / Steinach, S. 11 Imago / DeFodi, S. 13 Imago / PPfotodesign, S. 15 JiSign - Fotolia.com, S. 17 Medienzentrum / Hiller, S. 19 Medienzentrum / Barkela, S. 20 Medienzentrum / Hiller, S. 21 und 22 Daniel Schumacher

Kontakt

Kerstin Theilmann

Tel. 06341 280-32219, E-Mail: theil@uni-koblenz-landau.de

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in unseren Artikeln die männliche Form. Damit sind stets Frauen und Männer gemeint.

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Überarbeitung von Texten vor. Die Meinung einzelner Autorinnen/Autoren gibt nicht immer die Meinung der Redaktion wieder.



www.uni-koblenz-landau.de/blog/